

ZEICHEN SETZEN





ZEICHEN SETZEN

Geschichten der Schreibwerkstatt Sassnitz (Rügen)

Texte schreibender Kinder und Jugendlichen für den
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Programms
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben vom
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V.
unter Mitwirkung von
Sebastian Orlac (*MitherausgeberIn*)

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Umschlag: Lena Mühlemann

Gestaltung/Redaktion: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:
www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2023 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in the EU

Am Anfang war das Wort ... oder doch nicht?

Vor dem Wort kommt erst noch der Gedanke. Manchmal kommt vor dem Wort auch ein Blick, eine App, ein Geräusch, ein Traum oder leider auch ein Faustschlag.

In Zeiten von *Künstlicher Intelligenz* stellen wir uns den Härten des Selberdenkens und Selbermachens und bringen selbstverfasste Geschichten mit Worten aufs Papier. Auf einem Blatt Papier gibt es kein *copy/paste* und keine *Swipe*-Geste. Wenn man über die Buchseite streicht, bleibt der Text einfach derselbe. Wieso soll man überhaupt schreiben, wenn man es genauso gut auch lassen kann? Wenn man stattdessen träumen kann oder sich von den Algorithmen der digitalen Welt *beträumen* lassen kann. Das Wort *beträumen* gibt es gar nicht, sagt die Rechtschreibkorrektur. Dieser Text ist damit ungültig. Er kann nicht sein – genau wie die Gedanken dahinter. Oder doch?

Die Teilnehmenden der Autorenpatenschaften machen sich in Schreibwerkstätten regelmäßig an die Arbeit, ihre eigenen Gedanken in Lyrik und Prosa zu formulieren. In den Projekten wird die Welt der Worte betreten. Mit verschiedenen literarischen Methoden und Ansätzen verwandeln sich die ungeschriebenen Geschichten in reale Bücher.

Möglich ist dies durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“. Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die das Projekt „Wörterwelten. Lesen und schreiben mit AutorInnen“ umsetzen. So werden jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht.

In den Workshops werden Kinder und Jugendliche oft genreübergreifend zum Schreiben motiviert. Macherinnen und Macher aus

den Bereichen Musik, Fotografie, Rap-Text, Tanz, Theater oder Hörbuch flankieren nicht selten die Arbeit mit den AutorenpatInnen. So entstehen Poetry-Slam-Texte, Comics, Drehbücher oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem Schreiberlebnis zusammengefügt werden.

ZEICHEN SETZEN war ein Projekt des Bundesverbands der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. in Kooperation mit dem Friedrich-Bödecker-Kreis MV e. V., dem Grundtvighaus Sassnitz e. V., der Regionalen Schule Sassnitz sowie der Stadtbibliothek Sassnitz im Rahmen der Initiative „Wörterwelten“. Dabei begleitete Sebastian Orlac von April bis Dezember 2023 die Maßnahme. Das Projekt wurde durch Mittel des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“ finanziert. Unsere besondere Anerkennung gilt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Werkstätten, die sich mit großem Engagement auf die Autorenpatenschaften einlassen, die uns immer wieder überraschen und überzeugen und deren Persönlichkeiten uns vielfach beeindruckten. Vielen Dank dafür!

*Bundesvorstand
der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.*

ZEICHEN SETZEN

Zur Schreibwerkstatt der Literaturtage Rügen 2023

Wenn wir ein Zeichen setzen, zeigen wir Haltung. So, nehmt das. Die Herkunft der Redewendung ist unklar. Aber man mag an die Anfänge des Buchdrucks denken. Sein Erfinder Johannes Gutenberg setzte seine Zeichen mit gegossenen Bleiletern. In der Hafenstadt Sassnitz hat „Zeichen setzen“ noch eine ganz andere Bedeutung. Auch in der Seefahrt werden Zeichen gesetzt. Ein Schiff in Seenot zum Beispiel macht mit Morsecode, Lichtzeichen oder im Flaggenalphabet auf sich aufmerksam. 2023 lautete das Thema der Literaturtage Rügen: „Über Leben – Literatur als Rettungsanker in Zeiten der Krise.“

In diesem Sinne passte der Titel zur Schreibwerkstatt, die wir in Zusammenarbeit mit der Regionalen Schule Sassnitz, dem Grundtvigshaus e. V., der Stadtbibliothek und durch Unterstützung des Friedrich-Bödecker-Kreises ermöglichen konnten. Zeichen setzen in Zeiten der Krise. Was ist aber überhaupt eine Krise? Was ist meine Krise? Und wie können wir mit oder trotz Krisen Geschichten erzählen? Diesen Fragen sind wir in unserer Schreibwerkstatt nachgegangen.

In einer ersten Runde im Unterricht der achten und neunten Klassen der Regionalen Schule Sassnitz sprachen wir über die Begriffe „Geschichte“ und „erzählen“. Der Wortherkunft nach bedeutet Geschichte nicht etwa etwas Geschichtetes, wobei gute durchaus mehrere Schichten gebrauchen können. Geschichte leitet sich vom Geschehen ab, in dem wiederum das althochdeutsche *sciht* steckt, was so viel heißt wie „Flucht“ oder „vom Weg abkommen“. Eine Geschichte erzählt also etwas von Ereignissen, bei denen die handelnden Figuren ihre übliche Welt verlassen. Das Erzählen bedeu-

tet dabei genau das, was wir uns unter dem Wort vorstellen: Erst passierte das, zweitens das und drittens jenes. Wir wissen, dass gute Geschichten nicht immer der Reihe nach von eins bis hundert erzählt werden müssen. Wir können auch mal mit dem Schluss beginnen, dann in die Mitte springen, um schließlich beim Anfang zu landen. Aber um etwas erzählen zu können, ist es nicht schlecht, die Reihenfolge zu kennen. Im Unterricht nahmen wir uns zuletzt noch den heute sehr gebräuchlichen Begriff *Narration* vor. Das lateinische *narrare* leitet sich vom altitalienischen *gnārāje* ab, was so viel bedeutet, wie „wissend machen“. Drei Worte, deren Bedeutung uns schon alles über das Schreiben oder Erzählen von Geschichten erzählen. Wir bringen die Ereignisse von einer Figur, die vom Weg abkommen ist, in eine Reihenfolge, mit dem Ziel, die, die uns zuhören oder lesen, wissend zu machen.

Aus den beiden Jahrgängen der Regionalen Schule Sassnitz entschieden sich dann sechs Schülerinnen und Schüler, für ein halbes



Die Schreibwerkstatt im Grundtvighaus

Jahr an der Schreibwerkstatt teilzunehmen. Mit einigen Spielen sammelten wir zunächst Themen. In regelmäßigen Treffen in der Bibliothek des Grundtvighauses probierten wir neue Formen des Schreibens aus. So entstanden zum Beispiel Kettentexte über unsere WhatsApp-Gruppe. Auch einige Anfänge der hier vorliegenden Texte sind so entstanden. Im weiteren Verlauf der Werkstatt beschäftigten wir uns noch mit dem Begriff der Krise. Als dramaturgischer Wendepunkt kann sich an ihr alles zum Guten oder auch zum Schlechten wenden.

Für eine Präsentation zu den „Literaturtagen Rügen“ Anfang November 2023 schrieben die Teilnehmenden Briefe ihrer Hauptfiguren als Flaschenpost. Sie beschrieben darin die Krisen ihrer Figuren und baten diejenigen, die diese Nachricht finden würden, um Rat. Doch ein gewaltiger Sturm Ende Oktober machte das Vorhaben unmöglich. Die Mole von Sassnitz wurde schwer beschädigt und durfte



Lesung zu den Literaturtagen Rügen

Anfang November nicht betreten werden. Die ganze Stadt hatte sich zusammengefunden, um bei den Aufräumarbeiten zu helfen. Da schien es uns kein gutes Zeichen, etwas, und seien es nur biologisch abbaubare Flaschen, in die Ostsee hineinzuwurfen.

Stattdessen präsentierten die Teilnehmenden der Schreibwerkstatt ihre Krisenkarten. Wir hatten bei einer Übung den Begriff der Krise wörtlich genommen. Wie können die Figuren ihre Krise abwenden, das Blatt wenden, zum Guten oder zum Schlechten? Dazu beschrieben wir auf einer Seite einer Karte die vorliegende Krise, um dann das Blatt zu wenden und auf die andere eine mögliche Auflösung zu schreiben. Die Schülerinnen und Schüler lasen vor dem ausverkauften Saal der Literaturtage ihre Karten vor und wurden für ihren Mut mit großem Applaus belohnt (Bild 2). Ich hoffe, dass Sie an den nachfolgenden Geschichten ebenfalls ihre Freude haben werden. Nach einem halben Jahr harter Arbeit bin ich jedenfalls voller Bewunderung, mit welchem Engagement und Ausdauer diese sechs jungen Autorinnen und Autoren an ihren Texten gearbeitet haben. Und ich hoffe inständig, dass sie auch weiter den Spaß am Schreiben behalten werden, sodass wir sie dann eines Tages mit weiteren eigenen Büchern bei den Literaturtagen Rügen begrüßen dürfen.

Sebastian Orlac

HINTER FEINDLICHEN LINIEN

Wir lagen drei Kilometer hinter der Front. Trotzdem hörten wir das Donnern der Kanonen und die schreckliche Stille dazwischen. Dann das vertraute Schnauben eines einfahrenden Zuges, die quietschenden Bremsen. Eine neue Ladung mit Rekruten kam an. Ich lehnte an einer leeren Munitionskiste in unserem Lager und sah nach oben. Die Türen der Viehwagons wurden aufgeschoben. Dicht aneinandergedrängt standen da junge Männer und Frauen in ihren olivenfarbenen und grauen, zerschlissenen Mänteln, die schon von ihren Vorgängern getragen wurden. Viele von ihnen zitterten oder starrten mit toten, leeren Blicken in die Ferne. Und bei jedem Einschlag einer zischenden, schreienden, feindlichen Granate und der anschließenden Antwort unserer Artilleriegeschütze zuckten sie zusammen, und es schien fast, als würde ihnen jede ihrer Gehirnzellen entgegenschreien, nicht diesen letzten Schritt in Richtung Front zu machen. Doch die Offiziere, die sie nun aus den Wägen trieben, schrien noch viel lauter. Sie sollten ihre Ärsche aus dem verdammten Zug bewegen. Gerade die Jüngsten unter ihnen schrien am lautesten. Ich hasse sie. Sie haben schon vergessen, wie es ist, in einem so jungen Alter mit so etwas konfrontiert zu werden.

Ich stand auf und lief in die entgegengesetzte Richtung, weg von den feindlichen Linien. Viele von ihnen mussten denken, warum darf der nach Hause gehen, während ich auf die Schlachtbank geführt werde? Ich verdrängte den Gedanken und konzentrierte mich darauf, wie befohlen, die Soldaten meiner Spezialeinheit zu finden. Keine Frage, dieser ganze Krieg war absurd. Aber was ich hier machen sollte, fühlte sich an wie ein böser Scherz meiner Vorgesetzten.

Und dann sah ich sie. Sie sah aus, wie auf dem Bild in ihrer Akte. Eine schöne Blüte inmitten des ganzen Grauens. Mit braunem Haar und einem Lächeln, das einen regelrecht in ihren Bann zog. Sie kam

auf mich zu, salutierte und sagte: „Guten Morgen Sir, schöner Tag heute, nicht wahr?“

Ich erwiderte: „Ja, definitiv, Weiße Lilie.“

Sie erklärte: „Wir Vier wurden in einem Abteil weiter hinten untergebracht, da wir alle uns einig waren, dass wir unserem Gepäck nicht eine Minute von der Seite weichen sollten.“

Ich sagte: „Kann ich verstehen, bei dem, was ich über euch Vier gelesen habe. Und was für gefährliche Ausrüstung ihr bei euch trägt.“

Lachend sagte sie: „Ja, das stimmt, dann bringe ich Sie mal zu den anderen, folgen Sie mir.“

Ich folgte ihr zu den anderen, die gerade am Fracht-Abteil Kisten ausladen. Als mich Fixer sah, rief er scherzend: „Offizier an Deck!“ Alle sahen mich an, salutierten kurz und gingen dann ihrer Arbeit nach.

Ich half ihnen, damit es schneller ging. Weiße Lilie stand nur da und rief uns Ermutigungen zu. Als wir mit dem Ausladen der Kisten fertig waren, schaute ich mir meine bunte Truppe genau an und erinnerte mich an den Inhalt ihrer Akten. Der erste, der mir ins Auge fiel, war Ren „Gorilla“ Yamamoto. Er war breit gebaut, und laut Bericht gehörte er der Yakuza in Japan an. Dort wurde ihm auch aufgrund seiner Verbrechen anstelle der Todesstrafe die Stelle in meinen Spezialkommando angeboten. Ich fragte mich, was er verbrochen hatte. Doch das stand leider nicht in seiner Akte, genauso wenig, wieso er überhaupt meiner Spezialeinheit angegliedert wurde. Direkt neben ihm stand Juri „Juggernaut“ Sokolow. Er ist ein ruhiger Mensch, der sein Gesicht immer mit einer olivgrünen Ski-Maske verdeckt. Auch scheint er sich nie von seiner Ak-47 zu trennen oder gar sie irgendjemandem zu geben. Über ihn ist nur bekannt, dass er unbedingt zu diesem gottverdammten Himmelfahrtskommando wollte. In einer Ecke standen Ambre „Weiße Lilie“ Martin und Hans „Fixer“ Weber,

beide kamen gemeinsam in diese Einheit, da Weiße Lilie eine talentierte Spionin war und sie nicht auf ihren Kommunikationsspezialisten verzichten wollte.

Naja, das ist das, an was ich mich noch aus den Akten erinnere.

Ich rief alle zusammen, um mit ihnen die Mission zu besprechen, und erklärte: „Wir haben eine Radarstellung zwei Kilometer hinter den feindlichen Linien zu zerstören. Wir werden kurz vor Sonnenaufgang mit dem Fallschirm *über* einem Wald abspringen.“ Dann faltete ich meine Karte auseinander und zeigte auf den kleinen hellen Fleck im dichten Wald. „Danach treffen wir uns mit Mitgliedern des örtlichen Widerstands, diese geben uns gefälschte Dokumente und Identitäten sowie einen feindlichen Transporter mit Uniformen, um die vielen Straßensperren zu durchqueren.“

Gorilla sagte entrüstet: „Aber das ist doch Selbstmord. Erstens müssen wir es über die feindliche Flak schaffen, und selbst wenn uns das gelingt, werden sie den ganzen Wald nach feindlichen Soldaten, also uns, absuchen – und sobald sie unsere Fallschirme finden, werden sie bei allen Fahrzeugen und Personen genaue Kontrollen vornehmen!“

Ich sagte beruhigend: „Genau deshalb muss das sehr schnell über die Bühne gehen. Jedenfalls, nachdem wir die ganzen Straßensperren überwunden haben, parken wir den Transporter nahe der Radaranlage und gehen dann zu Fuß weiter. Wenn wir dann den Zaun erreicht haben, schneiden wir ein Loch in ihn, klettern hindurch, bringen die Sprengladungen an und suchen uns einen fahrbaren Untersatz. Ab dann müssen wir improvisieren.“

Nun regte sich Juggernaut und sagte mit leicht hörbarem Lachen: „Und rausholen werden sie uns aus diesem Drecksloch wahrscheinlich nicht, oder?“

Ich atmete langsam und tief ein und dachte mir, da hat er leider Recht. Denn sonst stand da nur noch, dass wir uns spätestens in

einem Tag beim Kommando melden sollten. Ich sagte in ruhigem Ton: „Wir werden auch für dieses Problem eine Lösung finden, wenn es auf uns zukommt.“

Gorilla raunte: „Das kann ja nur gut werden!“

Ich sagte leicht ernüchert: „Das ist dann der Plan. Egal wie er aussieht, wir werden ihm folgen müssen, ob wir nun wollen oder nicht. Gut, dann laden wir jetzt alles hier auf.“ Ich zeigte auf den halb vermoderten Laster, der neben der olivfarbenen angemalten Dampfeisenbahn stand.

Nachdem wir alles aufgeladen und uns ein letztes Mal beim Oberkommando gemeldet hatten, fuhren wir weiter ins Inland, vorbei an verlassenem Bauernhöfen und scheinbar endlosen Feldern, mit vielen improvisiert errichteten hölzernen Kreuzen, die als Grabsteine dienen sollten. Von manchen baumelten Medaillons oder die Hundemarken der gefallenen Soldaten, wenn man sie denn an ihnen fand. Dann sah ich eine Frau mit ihrer kleinen Tochter an einem der hölzernen Kreuze knien. Die Frau weinte so stark, dass sich eine kleine Pfütze unter ihrem Gesicht bildete. Als wir ihnen näherkamen, hörte das kleine Mädchen wohl unseren lauten, stotternden Motor und blickte uns mit dunklen, fast schon schwarz wirkenden Augen an, als schrie sie uns stumm entgegen: Wisst ihr wo mein Papa ist? Ich wand mich schnell von ihrem Blick ab, denn er war zu durchdringend und unschuldig. Den Rest der Fahrt fuhren wir nur an einem langen und breiten Fluss vorbei, an den gelegentlich aufgeblähten Leichen von Soldaten oder Zivilisten, die vermutlich vom Frontverlauf hier angerieben wurden. Man hatte allen Bewohnern der Ortschaften gesagt, sie sollen dieses Wasser unter keinen Umständen trinken, da der Feind das Wasser vergiftet habe. Dennoch versuchten es einige. Die armen Seelen, die dies getan hatten, starben qualvoll an den Folgen einer Arsenvergiftung. Ich kann nicht

verstehen, was der Feind sich davon verspricht, dennoch ist das Wasser im Fluss immer noch vergiftet. Dies haben die neuen, kürzlich gemeldeten Todesfälle bewiesen.

In meinen Gedanken versunken bemerkte ich nicht, dass wir bereits beim Flugplatz angekommen waren. Zumindest das, was die Generale einen Flugplatz nannten: eine halbwegs abgeflachte Erdpiste, die auf einem ehemaligen Feld errichtet wurde, eine verfallende Scheune als Wartungshangar und am Rand ein paar aufgereihte Flugzeuge. Unseres wartete bereits mit hustenden, schwarz rauchenden Motoren auf uns, ein ehemaliges ziviles Transportflugzeug, dessen Lackschicht hastig mit der standardmäßigen olivgrünen Militärfarbe überpinselt wurde, wahrscheinlich extra nur für uns. Wir stiegen alle ein und hoben kurz darauf mit dröhnenden alten Motoren ab.

Alle waren für eine Weile still, bis Gorilla das Schwiegen brach und fragte: „Wie seid ihr eigentlich hier gelandet?“ Als erstes antwortete Juggernaut mit seiner rauen, vom vielen Schreien zerschundenen tiefen Stimme: „Ich wurde hergeschickt, weil ich früher in Russland Sprengsätze für ausländische Terroristen gebaut habe, bis etwas schiefging.“

„Hast du dir die Eier weggesprengt?“, wollte Gorilla grinsend wissen.

„Nein. Durch eine meiner letzten Bomben starb einer meiner Söhne. Yuri war sein Name, und dann erkannte ich, dass das, was ich tue, falsch ist und ich stellte mich den Behörden. Die haben mir dann davon erzählt, dass das Unrecht, das ich getan habe, nur damit gutzumachen ist, wenn ich mich der Armee anschließe und für sie kämpfe.“

Weiße Lilie sagte mit einer traurig klingenden Stimme: „Das tut mir leid, mit deinem Sohn.“ Dann sprach sie fragend weiter: „Warum bist du hier, Gorilla?“

Er antwortete kalt: „Morde, viele Morde.“

„Die du noch begehen wirst oder schon begangen hast?“, wollte Juggernaut wissen.

„Macht das denn einen Unterschied?“, fragte Gorilla zurück und wartete auf keine Antwort. „Warum bist du hier, Weiße Lilie?“, wollte er wissen.

Sie antwortete: „Naja, ich wurde von der Spionage-Abwehr einer großen Chemiefabrik als Spionin entlarvt und sie machten mir einen guten Deal. Als Bonus durfte ich sogar meinen Technikexperten hier mitnehmen.“

Ich war mir nicht sicher, ob ich ihnen die wahre Geschichte von mir und Weißer Lilie erzählen sollte. Aber nun schauten sie mich alle an. Und ich wusste, ich musste mir schnell etwas anderes überlegen. Schließlich konnte ich ihnen ja nicht von mir und Weißer Lilie berichten, wie wir uns mit unserer ganzen Klasse damals freiwillig gemeldet haben, um für unser, wie wir noch dachten, großartiges Vaterland zu kämpfen und zu siegen; wie wir beide uns nach dem ersten Kampf, nein, eher Gemetzel, davonschlichen und desertierten und anschließend von Militärpolizisten gefunden und verhaftet wurden. Von all dem musste ich schweigen, und deshalb sagte ich mit aufrechter Stimme: „Ich habe mich freiwillig gemeldet. Sie versprachen mir gutes Geld, deswegen hab’ ich den Job angenommen.“ Alle starrten mich entgeistert an. An ihren Gesichtern konnte ich ablesen, dass niemand sich traute weiter nachzufragen.

Plötzlich meldete sich Gorilla wieder: „Wer ist eigentlich der Feind, gegen den wir hier kämpfen? Die Offiziere sagen immer nur der Feind, ja der grauenvolle nicht menschliche Feind, aber ich will wirklich wissen, mit wem wir es zu tun haben.“

Ich hatte auf seine Frage eine simple Antwort: „Der Feind, das

sind unsere ehemaligen Brüder und Schwestern, Eltern und Genossen. Eigentlich unser eigenes Volk. Doch das Kommando will das nicht zugeben und macht sie zu unmenschlichen Monstern, die alles töten, was ihnen in den Weg kommt. Obwohl wir von denen wahrscheinlich genauso gesehen werden. Hat das deine Frage beantwortet?“

„Ja, das hat sie.“

Danach war es still im Flugzeug und alle versuchten noch, eine Stunde Schlaf zu bekommen. Ich auch, und ich merkte noch, wie ich langsam in den süßen Schlaf abdriftete ...

... und da kam ich zurück in das Hier und Jetzt. Alles lief gut, bis wir die Sprengsätze angebracht hatten, dann entdeckte uns ein General, der gerade der Radarstation einen Überraschungsbesuch abgestattet hatte. Mit unseren Verkleidungen konnten wir ihn nicht täuschen. Wir mussten ihn ausschalten und seine Leiche verstecken; anscheinend nicht gut, denn keine zehn Minuten später wurde der Basisalarm ausgelöst. Als wir mit einem gestohlenen Radpanzer des Feindes flohen, traf uns eine feindliche Rakete. Ich musste noch daran denken, wie ich sie alle, Gorilla, Juggernaut, Weiße Lilie und Fixer traf, an unsere Fahrt mit dem Truck, an unsere Ankunft auf dem Flugplatz. Nun lag ich im Panzer. Funken sprühten aus zwei beschädigten Kabeln, die sich berührten, und es hing der schweflige Gestank der explodierten Rakete in der Luft.

Zuerst dachte ich an Juggernaut, der nahe dem großen, eingeschmolzenen Loch saß. Aber als ich zum Notausstieg guckte, sah ich, wie er sich schon ans Werk machte, uns einen Weg aus dem Wrack zu bahnen. Als ich sicher war, dass es ihm gutging, sah ich mich weiter um. Ich entdeckte Gorilla im Fahrersitz, er hing schlaff zur Seite und sein rechter Arm blutete stark. Ich hätte fast gedacht, er wäre tot, hätte ich

nicht Weiße Lilie gesehen, die ihm gerade einen provisorischen Verband anlegte. Ich guckte mich nach Fixer um. Ich fand ihn auf dem Sitz, neben dem Juggernaut gesessen hatte. Er hatte eine riesige, klaffende Wunde, direkt über seinem Herz. Wenigstens starb er schnell, dachte ich. Dann flog mit einem lauten metallischen Quietschen die Notausstiegstür auf und Juggernaut schrie: „Schwingt euch schnell hier raus, ich hör’ sie schon kommen!“

Weißer Lilie warf sich Gorilla auf die Schulter und stieg mit ihm nach draußen. Ich folgte ihr. Und als ich draußen war, standen dort schon zehn feindliche Soldaten, bereit, uns zu erschießen, würden wir eine falsche Bewegung machen. Als ein hoher Offizier zwischen den Soldaten hindurch kam, sagte er: „Danke, Frau Martin, für die Warnung. Ohne Sie wäre ich jetzt tot.“

„Das habe ich doch gern gemacht Sergej. Endlich muss ich nicht mehr mit diesen Landesverrätern zusammenarbeiten“, entgegnete sie.

„Warum, Weiße Lilie? Warum hast du dein Land betrogen, warum hast du UNS verraten?“, während ich diese Worte schrie, zog Sergej seinen Revolver und reichte ihn Weiße Lilie. Die hatte zuvor Gorilla auf den Boden geworfen und ging schon bereits in Sergejs Richtung. Sie antwortete mir kühl: „Ich hatte dich schon, als wir desertierten, gefragt, ob du auch für den Feind arbeiten würdest. Du könntest jetzt bei mir stehen und nicht vor mir. Und das, was du für mein Land hältst, ist nur der Schatten meiner wahren Heimat.“ Sie drehte sich zu mir um, entsicherte den Revolver und zielte auf mich „Hast du noch irgendwelche letzten Worte, Verräter?“

„Ja, fahr zur Hölle!“ Und dann hörte ich das vertraute Geräusch einer Kugel, die gerade abgefeuert wird. Wie oft habe ich das in diesem Krieg gehört, wie oft hatte ich keine Angst, dass ich sterbe. Doch

jetzt, wo der Schuss, wo der Tod so greifbar ist, fühlt es sich anders an, surreal – und dann wird alles schwarz ...

Leon

SKY

Alles war rot, überall kleine Blutkörperchen auf meiner schnee-weißen Haut. Ich saß auf dem kalten Boden einer öffentlichen Toilette, es roch gewaltig nach Pisse, der Geruch kaum auszuhalten. Neben meinen blutüberströmten Beinen lag noch die Rasierklinge – ich hatte es schon wieder getan. Der Schnitt war tief, die ganze Kabine voll mit kleinen Spritzern. Ich stand auf, guckte nach, ob jemand da war und nahm hastig die Klinge, dann wusch ich meine Hände und ging hinaus. Es ist wie ein Gefängnis oder ein gewaltiger Kreislauf, aus dem man nicht mehr herauskommt. Es ist wie Zeichnen: Der Pinsel ist spitz, die Farbe Rot, die Leinwand ist der Körper und das Kunstwerk der Tod.

Als ich draußen war, sah ich auf mein Handy. Es zeigte an, dass mein Stiefvater mich 20-mal angerufen hatte. Ich wusste, dass es Ärger geben würde, also zog ich schnell meinen schwarzen Nike Hoody an, um die Spuren zu verdecken. Zu Hause angekommen, ging ich ins Bad und sah mich im Spiegel an, meine langen schwarzen Haare hingen herunter. Ich wünschte, ich wäre dünner, ich wünschte, ich wäre so wie die anderen Mädchen auf TikTok oder Insta. Sie waren alle so perfekt. Ich ging in die Küche, meine Mutter trank mal wieder eine Wodka-Red-Bull-Mische, sie lächelte mich an. Ihr Auge war blau. Nein, es war nicht blau, weil sie zu wenig geschlafen hatte, sondern weil mein Stiefvater sie schlug, weil er mal wieder zu viel getrunken hatte. Meine Mom lächelte nur, weiter machte sie nichts. Ich hörte den lauten Fernseher aus der Stube. Mein Stiefvater saß auf der Couch, überall waren leere Bier- und Whiskyflaschen. Er hatte eine Glatze und sah sehr ungepflegt aus. Ich weiß nicht, was meine Mutter so toll an ihm fand.

Er sah mich an und meinte: „Na, ist die unnütze Stieftochter auch

mal wieder da? Hast du schon Rizzi Rizzi gemacht?“ Er lachte und sah wieder zum Fernseher, auf dem Formel 1 lief. Ich schwieg und ging in mein Zimmer. Dort angekommen, zog ich mich aus, baute mir einen Joint, nahm meine Air Pods und hörte „Born to Die, Ocean Wars Of Hearts“. Ich warf mich mit der lauten Musik aufs Bett und zündete mir den Joint an.

Am nächsten Morgen wartete ich, bis alle weg waren, dann nahm ich die Klinge von gestern und reinigte sie. Die Narbe versteckte ich unter einem Verband. Es war Sonntag, also musste ich nicht zur Schule. Ich zog mir eine lange schwarze Hose an, darüber einen schwarzen Pullover. Mike, mein bester Freund, hatte mir geschrieben. Er schickte mir Pillen- und Alkohol-Emojis mit einem Fragezeichen. Ich schrieb: „Ja.“

Vier Stunden später trafen wir uns auf dem alten Armeegelände. Ich saß in einem Fenster in einem verlassenem Haus, nahm eine *blue punisher* und spülte sie mit Wodka-Cola runter. Als es 23:00 Uhr war, ging ich nach Hause. Mike gab mir noch *pink punisher* und *speed* mit. Auf dem Weg nach Hause sah ich ein altes Gebäude, was ja nicht gerade ungewöhnlich auf dem ehemaligen Armeegelände war, doch an diesem Haus war etwas anders. Ich ging in den inneren Hof. Auf der rechten Seite, neben einem großen alten Baum, entdeckte ich eine Hundehütte, die aussah, als könne sie jederzeit einstürzen. Plötzlich stand ich ihm gegenüber. Ein angeketteter Hund. Ich kenne mich zwar nicht so gut aus, aber ich vermutete, es war ein Rottweiler, das rot-schwarze Fell ist typisch für diese Rasse.

Ich ging zum nächstgelegenen Rewe und holte ein Wasser. Mit der Flasche in meiner rechten Hand ging ich auf den Hund zu und schüttete ihm etwas zu trinken in den leeren grünen Napf neben ihm. Er

traute sich zunächst nicht, aus seiner alten Hütte herauszukommen. Ich ging wieder ein paar Schritte zurück und redete ihm mit sanfter Stimme zu. Nach etwa zehn Minuten kam er langsam raus. Er trank schnell alles aus, dass nicht mal mehr ein Tropfen Wasser zu sehen war. „Morgen bringe ich dir mehr“, sagte ich ruhig zu ihm. Dann ging ich nach Hause. Dort angekommen, verkroch ich mich gleich ins Bett. Ich konnte nicht aufhören, an den Hund zu denken. Gehörte er zu jemandem? Oder wurde er ausgesetzt?

Am nächsten Morgen stand ich früher als sonst auf. Ich packte meinen Ranzen. Bevor ich das Haus verließ, ging ich noch an den Kühlschrank und nahm eine große Flasche Wasser. Statt zur Schule ging ich zurück zum alten Haus. Der Hund war immer noch da, immer noch angekettet in der Hütte. Er trank gierig, und ich musste noch zweimal nachschütten. „Ich komme später wieder, mein Hübscher“, sagte ich und lächelte ihn an.

Im Unterricht konnte ich mich nicht so gut konzentrieren. Für mich nicht gerade ungewöhnlich, ich war schon öfter mal komplett besoffen oder bekiff in die Schule gekommen. Heute aber war ich nüchtern. Die vierte Stunde hatte begonnen, Biologie. Der Lehrer stellte das neue Thema vor: „So, meine liebe 9A, wir wollen uns ab jetzt mit Zoologie, mit der Biologie von Tieren beschäftigen, und als erstes behandeln wir den Hund.“

Ich mag Biologie und Mathe so gar nicht, aber als er Hund sagte, war ich komplett vor Ort und gespannt. Die Stunde verging schnell, dann ging ich allein nach Hause. Die anderen in meiner Klasse mögen mich nicht besonders. Sie nennen mich Freak oder *emo*, da ich immer nur schwarze Sachen anziehe. Zudem habe ich eine fette Narbe im Gesicht. Als Kind bin ich von einem Turm auf dem Spielplatz gefallen und dummerweise auf einem Stein mit der linken

Schläfe aufgekommen. Da war ich ungefähr sechs Jahre alt. Zehn Jahre ist das her.

Als ich zuhause ankam, war niemand da. Mein Vater (Stiefvater) arbeitet als Elektriker, meine Mutter putzt in einem Hotel. Ich ging zum Kühlschrank und holte mir eine kalte Flasche Cola heraus und schlang sie runter, dann machte ich mir Nudeln mit Ketchup, mein Lieblingsgericht. Meistens hatte meine Mutter keine Zeit zum Kochen oder sie konnte es nicht, weil sie zu betrunken war. Uns ging's nicht immer so. Als mein Vater noch lebte, wohnten wir in einem weißen Haus mit riesigem Garten. Wir hatten einen Dobermann und einen Schäferhund. Mein Vater liebte Hunde so doll wie ich. Ich weiß noch, wie er einmal in der Küche stand und das Futter für sie zubereitete. „Hunde sind die besseren Menschen“, meinte er und lächelte mich an.

Mein Vater trug immer karierte Hemden, dazu eine Anzughose, er hatte schwarze Haare, so wie ich. Meine Mutter hingegen war hellblond, ihre Haare reichten ihr bis zur Brust. Früher hatte sie noch nicht so viel Alkohol getrunken und nahm auch keine Drogen. Sie war die glücklichste Person auf Erden, hatte immer ein großes ansteckendes Lachen, egal wo sie war. Genau das liebte mein Dad an ihr.

Ich weiß noch, das war vor fünf Jahren, eines Morgens. Ich ging in die Küche, um mir Frühstück zu machen. Da sah ich sie weinend auf der grauen Couch sitzen. Sie kam zu mir, sah mich lieb an und umarmte mich. Ich hatte meine Mutter noch nie weinen gesehen, außer einmal, als mein Opa gestorben war. Ich fragte sie, was los sei. Sie sprach es aber nicht aus. Erst nach etwa zehn Minuten setzten wir uns gemeinsam auf die Couch. Sie hatte meine rechte Hand genommen und hielt sie so fest, dass es weh tat. Endlich machte sie den Mund auf und sagte mir, dass mein Vater bei einem schweren

Autounfall gestorben sei. Ein LKW-Fahrer hatte die Kontrolle verloren. Wir weinten gemeinsam stundenlang. Meine Mom hatte ihr Lachen verloren. Es fehlt mir so sehr.

Etwa ein Jahr später sagte sie mir, dass wir die Hunde verkaufen müssten. Sie hatte ihren Job verloren. Ich flehe sie an, es nicht zu tun. Sie versprach mir, gut auf die neuen Besitzer zu achten und darauf, dass es den Hunden dort gutginge. Es dauerte nicht lange, bis die beiden abgeholt wurden. Ich schloss mich in mein Zimmer ein. Ich wollte und konnte es mir nicht mit ansehen. Die beiden waren das Letzte, was mir von meinem Vater geblieben war. Etwa, als ich zwölf Jahre alt war, fing meine Mom an, Drogen zu nehmen. Nach dem Tod meines Vaters wurde sie schwer depressiv. Als sie dann auch noch ihren Job als Bankkauffrau verlor, ging es nur noch bergab. Wir wurden aus dem Haus geworfen, weil wir es uns sonst nicht mehr leisten konnten, und zogen in die kleinere Wohnung, in der ich mir nun meine Nudeln machte. Nachdem ich die aufgegessen hatte, nahm ich mir 20 Euro aus meiner Spardose, ging zu „Fressnapf“ und sah mich um.

Ich hatte Glück, die meisten Sachen waren reduziert. Schließlich nahm ich einen Beutel Hundefutter und eine Leine mit Halsband. Nachdem ich bezahlt hatte, ging ich auf direktem Weg zum Haus auf dem Armeegelände, doch plötzlich sah ich davor ein Auto stehen. Vorsichtig ging ich näher heran und entdeckte zwei Männer. Sie standen fast an der Hundehütte, mit Sicherheitsabstand. Ich versteckte mich in einem Gebüsch und lauschte. Der ältere der beiden hatte einen grauen Bart, sein Gesicht war faltig, er hatte keine Haare auf dem Kopf, trug einen langen schwarzen Mantel, eine schwarze Hose, ältere elegante braune Schuhe, mit seiner rechten Hand stützte er sich auf einen Krückstock. Der andere Mann hingegen sah etwas

jünger aus. Er hatte schwarze Haare, ein paar Falten im Gesicht, trug einen braunen Mantel, schwarze Hose und genau die gleichen Schuhe wie der ältere. Der Rottweiler bellte und zeigte ihnen die Zähne.

Der jüngere Mann begann: „Das wird nix, wir müssen ihn einschläfern. Er wird seiner Rasse nicht gerecht, er sollte ein Kampfhund sein und kein Schoßhund.“

Der ältere Mann entgegnete: „Du hast recht, mit dem Vieh kann man keinen Gewinn machen.“

Sie gingen zur großen Toreinfahrt. Ich machte mich so klein, dass sie mich nicht sehen konnten. Dann fuhren sie los.

Ich konnte nicht fassen, dass sie den Hund einschläfern wollten, nur weil er keinen Gewinn machte. Als die beiden um die Kurve gefahren waren, stand ich auf, nahm meine Tüte mit den Sachen und ging zu ihm. Er hörte auf zu bellen und wedelte mit seinem Schwanz. Da fiel mir auf, dass ich ihm noch keinen Namen gegeben hatte. Schließlich nannte ich ihn Sky. Als ich den Napf mit Futter vollgemacht hatte, ging ich nach Hause, da es schon spät geworden war.

Am nächsten Morgen hatte ich einen Plan, wie ich Sky retten könnte. Ich hatte deshalb nicht viel geschlafen. Als erstes musste ich herausfinden, wann sie ihn einschläfern lassen wollten. Ich schwänzte die Schule, ging zu ihm und wollte so lange warten, bis die beiden Männer wieder auftauchten.

Etwa drei Stunden saß ich im Gebüsch. Schließlich kam ein schwarzer BMW SUV und hielt vor dem Haus. Es war der jüngere Mann von gestern. Er schien allein zu sein, ging zu Sky und stand vor ihm. Der lag weiterhin in seinem Häuschen. Der Mann begann zu reden: „Nur noch eine Woche und dann endet dein Leben.“ Er grinste, schenkte Wasser in den Napf, stampfte zu seinem Auto und fuhr los. Nur noch eine Woche. Ich musste mir schnellstens etwas überlegen.

Nur, was sollte ich tun? Die nächsten Tage konnte ich nichts anderes denken. Die Nächte lag ich wach, weinte und überlegte, was ich tun könnte. „Was hätte Papa wohl getan?“ So verging die Zeit, bis mir nur noch ein Tag blieb. Es sollte schon morgen geschehen. Ich darf Sky nicht verlieren, dachte ich, er ist alles, was ich habe.

Ich nahm meine Jacke und die Leine, die ich in meiner schwarzen Nike-Tasche versteckte. Als ich bei Sky ankam, rief ich meinen besten Freund Mike an und sagte ihm, er solle schnell herkommen. Nach zwanzig Minuten war er da. Er fragte, was los und ob alles gut sei. Schließlich erzählte ich ihm alles. Wir überlegten zusammen, wie wir Sky retten konnten. Mike kam auf die Idee, ihn in mein altes Haus zu bringen, da es leer stand. Ich näherte mich Sky ruhig und redete ihm gut zu. Als ich ihn an der Leine hatte, hörten wir ein Auto. Wir rannten schnell in den nahegelegenen Wald. Der Fahrer hatte uns, glaube ich, nicht gesehen. Ich hatte so viel Angst. Angst, dass er Sky findet. Wir gingen zu meinem alten Haus. Wir hatten uns damals noch dazu entschieden, es zu vermieten, doch die alten Mieter waren längst ausgezogen. Es war noch alles wie früher. Das kleine weiße Häuschen neben dem großen weißen Haus. Das Kleine hatte mein Vater für mich gebaut, damit ich darin spielen konnte und mein eigenes Reich hatte. Neben meinem kleinen Häuschen stand eine Schaukel. Es sind so viele Erinnerungen auf diesem Grundstück, gute wie schlechte.

Wir brachten Sky in mein Häuschen. Doch dann fiel uns ein, er hatte ja noch keinen Fress- und keinen Trinknapf. Wir gingen also ins Haupthaus, durch die große Glastür, über die man in den Garten gelangt. Wir suchten in der hellen Küche nach Näpfen. Die Küche ist noch immer mattschwarz, die Wände aber weiß gestrichen. Wenn man über die lange Kochtheke schaut, blickt man in die große Stube.

Die Möbel sind ebenfalls mattschwarz, mein Dad liebte es und ich auch. Unter dem Kühlschrank fanden wir noch zwei Näpfe. In den einen schütteten wir Wasser, in den anderen Hundefutter, das wir noch von den ehemaligen Mietern gefunden hatten. Mike brachte mich noch nach Hause, wo ich schnell schlief.

Am nächsten Tag saß ein Mann bei uns in der Küche. Ich erkannte ihn. Es war der jüngere Mann, den ich am alten Haus gesehen hatte. Ich stand perplex da und sah ihn an. Meine Mutter saß ebenfalls am Esstisch, in unserer winzigen Küche. Schließlich brach sie das Schweigen. „Paulina, das ist Mister Jackson. Er hat deinen Busausweis bei der alten Hütte gefunden.“ Den hatte ich wohl verloren. Scheiße, was sollte ich tun? „Paulina? Wo ist der Hund?“, fuhr meine Mutter fort. Sie trug eine graue Jogginghose, ein blaues Top und ihre blonden Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich konnte Sky unmöglich weggeben. Also log ich. „Er ist weggerannt.“ Meine Mutter sah mir an, dass ich log. Schließlich musste ich die Wahrheit sagen. „Er ist in unserem alten Haus“, seufzte ich.

Der Mann sprach seinen ersten Satz „Ich habe ein Auto. Wir fahren hin. Meine Mutter und der Mann, der mit Vornamen Syion hieß, saßen vorne, ich hinten auf den schwarzen Sitzen seines BMWs. Nach etwa 15 Minuten Fahrt kamen wir an. Ich ging traurig zur Scheune, machte die Tür auf, ging zu Sky, der sich freute, mich zu sehen. Ich sagte zu ihm mit Tränen in den Augen: „Es tut mir so leid.“ Ich nahm ihn von der blauen Leine, die ich ihm gekauft hatte. Als wir draußen ankamen, standen Syion und meine Mom am Auto und redeten. Sky presste seinen warmen Körper an meine Beine, als wolle er mich schützen. Syion öffnete den Kofferraum, wo eine Hundebox stand. Ich lud Sky ein, machte die Kofferraumklappe zu und weinte. Wir stiegen wieder ins Auto, Syion fuhr uns nach Hause.

Meine Mutter saß am nächsten Morgen auf der versifften Couch, sie sah nicht glücklich aus. Also setzte ich mich zu ihr, sagte aber nichts, sondern sah sie nur an. „Ich habe ihn rausgeschmissen. Ich hätte es schon viel früher tun müssen“, meinte sie schließlich. Ich saß noch immer da, bis sie sagte: „Komm mit.“

Wir gingen hinaus zu unserem alten Haus. Sie sah sich um und lächelte. „Du erinnerst mich sehr an deinen Vater, damals als wir uns kennenlernten, war ich gerade im Park spazieren und sein alter Hund *Likee* stürzte sich auf mich, und ich fiel in den Teich. Dein Vater führte mich als Entschuldigung ins Café aus.“

Während meine Mutter sprach, sah sie die ganze Zeit die weiße Wand an. „Du hast die Hundeliebe von deinem Dad. Du kannst den Hund aber nicht behalten, er ist gefährlich und ein Kampfhund.“

Ich schrie auf: „Er ist kein Kampfhund, er ist so lieb!“

Sie sprach wütend auf mich ein: „Paulina! Es ist ein Rottweiler, hast du dir mal angeguckt, wie viele Menschen durch diese Rasse gestorben sind?! Ich denke nicht, dass Mister Jackson ihn ohne Grund einschläfern wollte!“

Ich sprang wütend auf. Meine Mutter liebte alle Hunderassen der Welt, und nun?

Ich lief hinaus, traf mich mit Mike und erzählte ihm, was passiert war. Seine Mutter war die beste Freundin meiner Mom, aber sie ist bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Einige Zeit lebte er bei uns, damit sein Vater Zeit zum Trauern hatte. Mike meinte, dass sie das vielleicht nur gesagt hatte, weil sie vorher meinen Stiefvater rausgeschmissen hatte und nicht ganz bei sich war.

In den nächsten Tagen sprach ich kaum mit meiner Mutter, nur wenn es sein musste. Als ich eines Morgens aufwachte, ging ich in die

Küche. Da saß Syion mit meiner Mom zusammen. Sie sagte nur zu mir: „Pack deine Sachen.“ Ich fragte nach dem Grund, aber sie antwortete nicht. Also tat ich es widerstandslos. Wir gingen zum Auto von Syion. Dort angekommen, brüllte ich ihn an, dass ich nichts mit einem Mörder zu tun haben wollte und auch nicht mit meiner Mutter. „Ihr habt mir das Wichtigste genommen.“ Aber dann machte Mom den Kofferraum auf. Was für ein fetter Umschwung. Ich hatte meine ganze Wut rausgelassen. Ich musste mich nicht mehr verletzen, sondern konnte meiner Mutter und Syion an den Kopf hauen, was mich kaputt macht. In dem Moment wurde ich belohnt. Sky schleckte mit seiner Zunge über mein Gesicht.

Joleen

GEHEIME ROMANZE

Es war die sechste Stunde. Der Lehrer redete mit seinem komischen russischen Akzent. Das langweilte mich zu Tode. Ich stellte mir vor, wie er in Bikini am Strand aussieht und musste lachen. Der Lehrer rief mich beim Namen. „Wo war ich gerade?“, fragte er. „Im Bikini am Meer“, gab ich zurück. Die ganze Klasse lachte, und der Lehrer schaute mich mit seinen sturmgrauen Augen genervt an.

Die Stunde war zu Ende und ich war gerade dabei, meine Sachen einzupacken, als Herr Baker mich plötzlich zu sich rief: „Elora, was sollte das vorhin?“, fragte er.

„Ich weiß es nicht, Herr Baker, ich war irgendwie total in Gedanken versunken“, antwortete ich.

„In Gedanken an mich – hm, okay, dass du an mich denkst, kann ich dir nicht verbieten. Aber tu’ das dann bitte nicht in meinem Unterricht, sondern erzähl’ es mir privat. Und jetzt geh’, du hast Schluss“, sagte er.

Ich wurde rot, als ich das hörte und ging. Draußen vor der Tür wartete meine beste Freundin Tessa auf mich.

„Was wollte Herr Baker von dir?“, fragte sie neugierig.

„Ach, er meinte nur, wegen der Sache vorhin im Unterricht, wenn ich das nochmal mache, kriege ich Ärger“, antwortete ich.

„Ach so.“

Wir gingen zusammen nach Hause. Als wir bei mir ankamen, verabschiedete sich Tessa und ich ging rein. Schnell aß ich etwas zu Mittag, setzte mich an meinen Schreibtisch und machte meine Hausaufgaben. Ich musste mich beeilen, denn ich sollte um 16.00 Uhr ein Paket in der Stadt abholen, und jetzt hatten wir es schon 15.05 Uhr.

Als ich fertig war, zog ich mir schnell meine Schuhe an und machte mich auf den Weg in die Stadt.

In der Stadt angekommen ging ich zur Paket-Station, holte das Paket ab, dann schlenderte ich noch ein bisschen durch die Straßen und kam an meinem Lieblingscafé vorbei. Ich entschied mich hineinzugehen, um einen Kaffee zu trinken. Keiner der Tische war frei. Ich ging durch den Laden, alle Plätze waren besetzt. Ich wollte schon gehen, da entdeckte ich mit einem Mal ein bekanntes Gesicht: Herrn Baker. Auch er sah zu mir auf.

„Hallo Elora“, sagte er.

„Hallo, Herr Baker“, antwortete ich.

„Willst du dich setzen?“

Mit der Frage hatte ich nicht gerechnet, aber antwortete nach kurzem Überlegen schließlich mit „Ja“.

Ich setzte mich zu ihm an den Tisch und bestellte einen Kaffee.

„Was machst du in der Stadt, Elora?“, fragte er mich.

„Ich habe ein Paket abgeholt und das hier ist mein Lieblings-Café. Und was machen Sie hier, Herr Baker?“, fragte ich zurück.

„Ich bin ab und zu mal hier, um ein bisschen abzuschalten. Hier ist es so schön ruhig und bitte nenne mich doch Silvan. Ich hasse meinen Nachnamen“, erzählte er mir.

„Warum hasst du deinen Nachnamen?“, wollte ich wissen.

„Es ist der Nachname von meinem Vater und er hat mich und meine Mutter damals verlassen. Deshalb mag ich den Namen Baker nicht mehr.“

Wir erzählten uns noch ganz viele andere Sachen. Was wir zum Beispiel in unserer Freizeit gerne machten oder welche Filme wir schauten und noch so viel mehr, und ich fing an, seine Nähe zu genießen.

Erst jetzt fiel mir auf, wie schön seine Augen waren und wie angenehm seine Stimme klang. Warum war mir das früher nicht aufgefallen, fragte ich mich.

Nach zwei Stunden, die ich mit ihm gegessen hatte, stellte ich fest, dass ich langsam nach Hause gehen sollte.

„Silvan, ich sollte langsam gehen.“

Ich mochte seinen Namen. Er klang so schön.

„Ich sollte auch gehen, aber ich komm noch ein Stück mit“, sagte er.

Und so gingen wir ein Stück zusammen. Als unsere Wege sich trennten, schaute Silvan mich an und ich ihn.

„Ich fand das heute echt schön Elora, so einen tollen Nachmittag hatte ich lange schon nicht mehr“, sagte er.

„Ich fand es auch sehr schön heute, aber ich glaube, ich sollte jetzt wirklich gehen“, antwortete ich.

„Tschüss, Elora“, verabschiedete er sich.

Und auch ich verabschiedete mich. „Tschüss, Silvan.“

Silvan, Silvan, Silvan, dieser Name kreiste den ganzen Heimweg noch in meinen Kopf.

Ich dachte den ganzen Abend über die Begegnung nach und konnte nicht schlafen. Irgendwann musste ich aber wohl doch eingeschlafen sein, denn als ich meine Augen öffnete, war es hell draußen und ich musste zur Schule. Dort angekommen, suchte ich erstmal nach Tessa und fand sie an unserem Spind. Ich unterhielt mich kurz mit ihr und ging dann zu meinem Chemiekurs. In der letzten Stunde hatte ich wieder bei Silvan Unterricht, diesmal interessierte mich sogar das Thema. Nach dem Unterricht stand ich auf und wollte gerade gehen, als er mich wieder zu sich rief. Wir warteten, bis die anderen Schüler weg waren, dann begann er zu reden.

„Elora, das gestern war einer der schönsten Tage nach langer Zeit und ich weiß, wenn das jetzt jemand sieht oder hört, dann gibt es richtig Ärger und ich könnte meinen Job verlieren, aber ich muss das jetzt tun“, erklärte er. Er kam mir immer näher, sodass ich seinen Atem auf meinen Lippen spürte, er hielt kurz inne, bevor er seine Lippen vorsichtig auf meine legte und mich küsste. Ich brauchte kurz eine Sekunde, um zu realisieren, was er tat, bevor ich den Kuss erwiderte. Nach ein paar Sekunden lösten wir uns voneinander.

„Wow“, flüsterte ich.

„Ich glaube, ich bin verliebt, Elora, verliebt in dich“, sagte Silvan.

„Ich glaube, ich auch“, antwortete ich ihm.

„Das ist gut. Ich hatte so Angst, dass du meine Gefühle nicht erwidert. Aber bitte tu mir einen Gefallen, du darfst niemandem hier von erzählen, sonst bekommen wir beide Probleme und ich könnte meinen Job verlieren“, sagte er in einem etwas strengeren Ton.

Ich nickte, und er gab mir noch einen kurzen Kuss, bevor ich den Raum verließ. Vor der Tür stand Tessa und lächelte mich komisch an.

„Hey Tes, sorry für die Verspätung, ich musste noch was klären“, log ich Sie an.

„So, was klären, nennst du das“, sagte sie mir und zeigte mir ein Foto auf ihrem Handy. Es zeigte Silvan und mich, wie wir uns küssten. Sprachlos sah ich Tessa an. Ich hätte nicht gedacht, dass sie das gesehen hat.

„Wir gehen jetzt da rein und vereinbaren, was ich dafür bekomme, wenn ich das Bild nicht veröffentliche“, sagte sie und schob mich wieder in dem Raum zurück. Silvan guckte uns beide an.

„Tessa, Elora, habt ihr was vergessen?“

„Nein, haben wir nicht, aber ich habe da so ein tolles Bild und ich möchte etwas dafür haben, dass ich es nicht veröffentliche oder jemandem zeige“, erklärte Tessa blöd grinsend und zeigte Silvan das Foto. Der guckte Tessa an.

„Und was willst du haben?“

„Ich will eine Millionen Euro“, trällerte Tessa.

„Tessa, ich verdiene zwar viel, aber so viel nun auch nicht. Wo soll ich denn bitte das Geld her nehmen?“, fragte Silvan.

„Tja, dann werde ich das Bild wohl posten“, sagte Tessa.

Silvan und ich guckten uns panisch an.

„Können wir dir nicht etwas anderes geben. Tessa, wir sind doch beste Freundinnen“, mischte nun auch ich mich ein.

„Nein, ich will eine Millionen Euro und nichts anderes“, erwiderte sie etwas lauter.

„Aber so viel haben wir nicht“, versuchte Silvan sie noch einmal zu beruhigen.

„Dann habt ihr Pech“, sagte Tessa, drehte sich um und ging.

„Scheiße, Scheiße, Scheiße!“, schrie Silvan.

„Wir kriegen das hin“, versuchte ich ihn zu beruhigen.

„Elora, du musst vor ihr bei deinen Eltern sein. Los, lauf und versuch sie aufzuhalten“, sagte Silvan.

Sofort lief ich los zu mir nach Hause. Als ich dort ankam, schauten mich meine Eltern böse an und ich wusste, dass Tessa vor mir hier war und ihnen das Bild von mir und Silvan gezeigt hatte.

„Elora. Du und dein Lehrer, du weißt, dass das strafbar ist“, schrie mein Vater.

„Dad, bitte ...“, wollte ich mich erklären.

„Nein, wir fahren jetzt sofort zur Polizei und erstatten Anzeige“, schrie jetzt auch meine Mutter.

Meine Eltern zerrten mich ins Auto und wir fuhren zur Polizeistation. Dort erstatteten sie Anzeige, obwohl ich das nicht wollte. Am nächsten Tag traf ich mich mit Silvan am Nachmittag. Er sollte seine Aussage machen.

„Silvan, es tut mir so leid, ich konnte sie nicht aufhalten“, versuchte ich mich zu entschuldigen.

„Schon okay, alles okay“, sagte Silvan und umarmte mich. Ich erwiderte die Umarmung.

„Aber du wirst deinen Job verlieren“, sagte ich.

„Das ist mir egal, solange ich dich habe“, sagte Silvan. „Elora, hör mal zu. Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt bei einem Menschen, wie bei dir, mir ist alles egal, solange du da bist. Dafür bin ich auch bereit, meinen Job aufzugeben“, erklärte Silvan weiter.

Silvan und ich gingen also zur Polizeistation und er machte seine Aussage. Daraufhin folgten ein paar Monate später ziemlich viele Gerichtstermine, und es wurde entschieden, dass Silvan nicht mehr länger als Lehrer arbeiten durfte. Er bewarb sich daraufhin bei einer Stelle als Verkäufer und wurde sogar angenommen. Ich trug keine Konsequenzen davon, machte meinen Abschluss und studierte Medizin. Silvan und ich sind immer noch zusammen und wir erwarten sogar bald unser erstes Kind.

Finja

DER SOMMER, IN DEM ALLES ANDERS WURDE

Es war Montagmorgen, Mama hatte mich gerade geweckt, als ich noch in meinem kuscheligen Bett lag. Eigentlich hasste ich Montage, aber auf diesen Tag hatte ich mich schon lange gefreut. Mama rief, dass ich mich fertig machen soll, sonst würde ich zu spät kommen. Ich zog mich an, meine graue Lieblings-Nike-Jogginghose und das rosafarbene Croptop, und machte mich auf den Weg in die Küche, um dort zu frühstücken: Erdbeermarmeladenbrot mit Honig, mein absoluter *favorite*. Ganze zehn Minuten brauchte ich für das Brot. Okay, ich hatte mir nebenher auch noch Katzenvideos auf Instagram reingezogen.

„Ayleen, Beeilung! Du verpasst noch deinen Bus! Oder willst du etwa nicht mit, hm?“

Natürlich wollte ich mit. Es war schließlich meine erste längere Reise ohne Eltern. Johanna, meine beste Freundin, und ich mussten unsere Eltern lange von unserer Idee, eine Jugendreise zu machen, überzeugen. Wir hatten sogar in den letzten Winterferien Zeitung ausgetragen, um mein Taschengeld für die Reise aufzubessern. Fertig gepackt stand ich im Flur und konnte es nicht glauben, dass es jetzt endlich losging. Meine Mutter zog sich ebenfalls an, um mich zum Bus zu bringen. Zum Glück konnte sie die Schicht mit ihrer Arbeitskollegin tauschen. Denn sie muss als Krankenschwester viel arbeiten. Von meinem Vater musste ich mich gestern Abend schon am Telefon verabschieden. Ich kann ihn leider nur alle zwei Wochen sehen, denn er arbeitet als Bauleiter und ist deswegen viel auf Montage.

Angekommen beim Busbahnhof sah ich Johanna und die ganzen anderen Jugendlichen aus der Gruppe, die vollgepackt mit Koffern

auf den Bus warteten. Ich rannte sofort auf Johanna zu. Wir umarmten uns. Nachdem wir fertig mit Begrüßen waren, stiegen wir in den Bus ein und setzten uns auf einen Zweierplatz. Plötzlich hörte ich eine Stimme, die mir bekannt vorkam. Ich hoffte, dass es eine andere Person ist, und dass ich mich täuschte. Doch leider war es nicht so. Ich sah, wie Helena in den Bus einstieg. Ich kannte sie aus der Schule, sie ist in der Parallelklasse.

Johanna fragte mich, ob das die Helena vom letzten Ferienlager im Sommer ist, die mir den netten Jungen ausgespannt hat.

„Genau!“, antwortete ich, „bloß, weil ich mal wieder zu schüchtern war.“

Als Helena in den Bus reinkam, sah sie mich natürlich auch. Sie ging an mir vorbei und gab mir einen bombastischen Seitenblick. Und schon setzte sie sich neben einen Jungen, der mir davor schon aufgefallen war. Er hat braune Locken und trug eine *baggy* Jeans. Es war ja wieder klar, dass sie mir in die Quere kommen wird.

Und die wilde Fahrt ging los ... Ich machte mir meine Air Pods in die Ohren und hörte meine Spotify Playlist rauf und runter, ich nahm mir fest vor, dass Helena mir nicht meine Jugendreise zerstören wird!

Nach drei Stunden Musikhören, Süßigkeiten essen und Quatschen stoppte der Bus an einer Raststätte. Ich rannte direkt zur Raststätten-Toilette und kaufte mir noch am Kiosk eine Pringles-Dose. Als ich wieder zum Bus zurückgehen wollte, kam mir der Junge, der mir schon beim Einsteigen aufgefallen war, entgegen. Er hatte zufällig dieselben Pringles wie ich in der Hand und sagte grinsend: „Endlich eine, die Geschmack hat.“ Ich lachte, aber mehr bekam ich auch nicht raus (ich muss endlich lernen, offener zu werden). Während ich weiterging und in den Bus einstieg, nahm ich mir eine Sache fest vor:

DIESEN SOMMER WIRD ALLES ANDERS.

„Endlich angekommen in Kroatien“, riefen alle gemeinsam, als der Busfahrer die Bremse betätigte. Alle stürmten aus dem Bus, nach 13 Stunden Fahrt.

„Endlich angekommen“, sagte ich zu Johanna. Ich spürte meine Beine nicht mehr. Wir nahmen unsere Koffer und versammelten uns alle vor der Jugendherberge. Dann durften wir uns in Vierergruppen einteilen, da in jedem Zimmer zwei Doppelstockbetten standen. Johanna und ich mussten definitiv zusammenbleiben. Aber wer sollte noch mit in unser Zimmer? Wir fragten zwei andere Mädchen, die nett aussahen – und sie sagten ja.

Nachdem wir unsere Koffer ausgepackt hatten, trafen wir uns alle im Speisesaal der Jugendherberge. Das Essen sah nicht so megamäßig aus, aber im Flur hatte ich einen Snackautomaten entdeckt, den wir später unbedingt plündern wollten. Nach dem Essen verabschiedeten sich alle und wir gingen in unser Zimmer, redeten noch ein wenig und machten uns für die Nacht fertig. Es war doch ein sehr anstrengender Tag.

Am nächsten Morgen konnten wir uns nach dem Frühstück in zwei Gruppen einteilen. Die einen durften in einen Wasserpark gehen, die anderen in die Stadt. Johanna und ich entschieden uns sofort für die Stadt, da wir Wasserrutschen nicht so mochten und Shoppen gehen eher unser Ding war.

Nachdem alle Jugendlichen in Gruppen eingeteilt waren, bemerkte ich, dass Helena mit meinem Crush zusammen in den Wasserpark ging.

„Es war ja wieder so klar, das sie mit ihm in den Wasserpark geht“, sagte ich zu Johanna.

„Du wirst schon noch eine Gelegenheit haben, mit ihm zu reden“, beruhigte sie mich.

Ich nickte und wir machten uns auf den Weg in die Stadt. Blaues Meer, wunderschöne weiße Häuser und ganz viele kleine Geschäfte. Ich dachte aber die ganze Zeit, was Helena gerade so machen würde. Vielleicht haben sie ja schon miteinander geredet? Wäre sie nicht hier, wäre alles perfekt.

Zum Mittag haben wir uns dann in ein kleines Restaurant gesetzt. Ich aß eine Pizza Margarita, meine Lieblingspizza. Hier schmeckte sie viel besser als bei uns in Deutschland. Nach einer Zeit machten wir uns dann wieder auf den Weg in die Jugendherberge. Es war ja schließlich schon 17 Uhr, und die Betreuer sagten, wir sollen spätestens 17.30 Uhr wieder zurück sein.

In der Jugendherberge packten wir dann unsere neu geschoppten Sachen aus. Beim Abendessen traute ich meinen Augen nicht, als ich das sah, was ich lieber nicht sehen wollte:

Helena mit meinem Crush, Hand in Hand am Büfett stehend, sie kicherten und schienen sehr vertraut. Ich rannte raus und ging an den Strand, es war mir alles zu viel.

Am Strand ließ ich mich in den Sand fallen und starrte aufs Wasser. Nach einer Weile kam ein Junge zu mir, ungefähr mein Alter. Vorsichtig stellte er sich erst neben mich, dann fragte er auf Deutsch, ob er sich neben mich setzen darf. Ich nickte.

„Alles okay?“, fragte er.

Ich sah ihn verwundert an. Er zeigte in mein Gesicht. Erst jetzt

bemerkte ich, dass meine komplette Mascara verlaufen war. „Panda-bär“, sagte er und ich musste lachen. Der Junge schien mir zutraulich, also berichtete ich ihm, was passiert war. Er erzählte, wie er hieß und wo er herkam, er hieß Luca und ist von Deutschland nach Kroatien mit seinen Eltern ausgewandert, deswegen sprach er auch so gut deutsch.

Am Ende tauschten wir Nummern aus und er brachte mich noch zurück zur Jugendherberge. Johanna wartete bereits auf mich und wollte wissen, ob alles okay sei und ob es mit gut ging. Ich grinste einfach nur und sagte, ich glaube mir geht es verdammt gut. Sie freute sich für mich. Dann gingen wir schlafen.

Der dritte Tag brach an und alle versammelten sich wieder im Frühstückssaal. Heute stand Jet-Ski auf dem Programm. Alle schmissen sich in ihre Badeklamotten und gingen zum Strand runter. Es waren alle sehr aufgeregt, da noch nie jemand so etwas gemacht hatte. Und ich dachte, ich traue meinen Augen nicht, als ich Luca bei den Jet-Skis sah. Er verleiht sie dort wohl. Direkt tippte ich Johanna an, um ihr Luca zu zeigen. Ich ging zu ihm rüber und fühlte mich so wohl bei ihm, dass ich meinen eigentlichen „Crush“ ganz vergaß. Als die Betreuer uns dann riefen, sagte ich zu Johanna, dass ich ihn wohl mehr als nur mag ... Johanna war froh darüber, da Luca anscheinend viel besser zu mir passen würde.

Wir setzten uns auf die Jet-Skis, ich hinten und Johanna vorne. Natürlich drückten wir voll aufs Gas und es war einfach nur abgefahren. Aber leider war es nach zwei Stunden schon vorbei, die Zeit verging so schnell hier. Danach gingen wir noch zu einer Bude, holten uns Pommes und aßen sie am Strand. Bevor wir wieder zur Jugendherberge zurückgingen, lief ich noch einmal zu Luca, um mich zu

verabschieden. Wir redeten noch kurz übers Jet-Skifahren, und zur Verabschiedung umarmten wir uns sogar. Es fühlte sich gut und vertraut an. Angekommen in der Jugendherberge gingen wir alle auf unser Zimmer, duschten uns und gingen ins Bett, wir waren doch alle ziemlich K. o. Im Bett fiel mir dann auf, dass ich heute keinen Gedanken an Helena verschwendet hatte, sie war mir wohl ziemlich egal geworden.

Die anderen Tage waren wir immer nur am Strand, weil es zu heiß war, um in die Stadt zu gehen. Aber der Strand war mir auch lieber, weil man im Wasser ganz viele verschiedene Fische sehen konnte, die es in Deutschland gar nicht gab. Nun war es schon der sechste Tag, es hieß für uns alle, dass wir es heute nochmal krachen lassen wollten, da morgen schon die Abreise anstand. Daran zu denken, bald wieder in Deutschland zu sein, machte mich traurig. Aber ich freute mich schon auf meine Eltern, da ich sie manchmal schon sehr doll vermisste.

Wie immer versammelten wir uns morgens im Frühstückssaal. Heute stand etwas ganz Besonderes auf dem Plan, worauf ich mich schon die ganzen Tage, die wir hier waren, freute ...

DIE ABSCHIEDSPARTY.

Ich wollte heute unbedingt nochmal mit Johanna in die Stadt, um mir dort ein Kleid zu kaufen. Also machten wir uns nach dem Frühstück fertig, um in die Stadt zu gehen. Nach einer knappen Stunde fuhren wir mit dem Bus nach Zagreb, die Hauptstadt von Kroatien. Es gab so schöne kleine Läden, da würde ich bestimmt was finden, sagte ich zu Johanna. Also gingen wir in verschiedene Geschäfte, wo ich tatsächlich auch ein Kleid fand – es war weiß mit Spaghettiträ-

gern. Mein absolutes Traum-Sommerkleid. Johanna und ich waren sehr hungrig vom ganzen Shoppen, also setzten wir uns wieder in ein Restaurant, ich aß meine Pizza Margarita. Später fuhren wir dann gegen 17.30 Uhr mit dem Bus zu unserer Jugendherberge, wo schon alles für unsere Abschiedsparty aufgebaut war – ganz viele Lichter, Musik, und ein Lagerfeuer für Stockbrot gab es auch. Alles war perfekt.

Wir gingen auf unser Zimmer und machten uns fertig. Schminken, Haare machen, und natürlich zog ich auch mein neu gekauftes Kleid an. Auf dem Weg nach draußen schickte ich noch schnell ein Selfie von mir und Johanna an meine Eltern. Plötzlich tippte mich Johanna an der Schulter an und sagte: „Schau mal, wer hier ist.“

Da sah ich Luca am Lagerfeuer sitzen, er hatte bereits Stockbrot für sich und für mich in der Hand. Doch dann traute ich meinen Augen nicht, denn ich sah, wie Helena sich einfach neben ihn setzte und vertraut ihren Arm um ihn legte. Ich sagte zu Johanna, dass sie uns schon mal etwas zu trinken besorgen sollte, denn ich hatte noch etwas zu klären ... In mir brodelte es gewaltig.

Ich ging zu den beiden rüber. Als Luca mich sah, stand er auf und schüttelte ihren Arm ab. Er wollte mich zur Begrüßung umarmen, aber ich wich ihm aus, denn jetzt war mein Moment gekommen. Ich sagte zu Helena: „Und jetzt ist Schluss! Halte dich in Zukunft aus meinem Leben raus!“

Völlig überrascht von meinem Auftreten stand Helena ohne ein Wort auf und ging. Luca und ich setzten uns an das Lagerfeuer und er erklärte mir, dass er sowieso kein Interesse an Helena hatte, sondern nur Augen für mich. Wir redeten bis in die Nacht hinein, und im Gespräch stellte sich heraus, dass seine Großeltern noch in

Deutschland lebten und er sie jedes Jahr in den Sommerferien für einige Wochen besuchen fährt.

Aber das Tollste war, dass sie nur wenige Kilometer von meiner Heimatstadt entfernt wohnen. Wir mussten beide lachen und unsere Pläne standen für den nächsten Sommer fest. Wir werden uns auf jeden Fall wiedersehen. Leider mussten wir uns dann schon wieder verabschieden, weil ich noch Koffer packen musste. Wir umarmten uns ein letztes Mal für dieses Jahr. Einige Stunden später stieg ich in den Bus und konnte zufrieden sagen, in diesem Sommer wurde wirklich alles anders.

Sarah

GRIECHENLAND

Ich war die ganze Nacht schon sehr aufgeregt und dachte, morgen ist es endlich soweit, es geht los zur Jugendreise. Nach dem Aufstehen guckte ich noch mal nach, ob ich alle Klamotten gepackt hatte, und beinahe hätte ich etwas Wichtiges vergessen: mein Essen. Zum Glück fiel es mir noch ein und dann ging es endlich los. Wir warteten auf den Bus, meine beste Freundin Lia und ich. Wir wollten das zum allerersten Mal zusammen machen, eine Jugendreise. Die anderen Jugendlichen kannten wir nicht.

Ich kannte nur meine beste Freundin und mich auf dieser Jugendreise, die anderen habe ich noch nicht kennengelernt, sie kamen aus der ganzen Welt. Ich war sehr gespannt, was mich erwarten wird.

Als der Bus kam, setzten Lia und ich uns in die zweite Reihe in die Mitte nebeneinander. Wir schauten raus, sahen Felder, Bäume – und dann kamen zu uns noch zwei andere Mädchen. Sie stellten sich vor: Sophie und Ella. Beide waren sehr nett und wir redeten die ganze Zeit über diese Jugendreise, was wir so machen werden. Ich dachte mir jetzt schon, das wird eine sehr schöne Zeit in Griechenland. Die anderen, die wir noch nicht kannten, saßen weiter hinten. Ich wusste nicht, ob wir uns vorstellen sollten oder die sich bei uns.

Auf jeden Fall ging es endlich los nach Griechenland, die Fahrt dauerte mehr als 24 Stunden, aber der Busfahrer sagte: „Wir machen jetzt eine Pause, hier gibt es eine Tankstelle und Toiletten.“

Dann haben wir die Pause gemacht und sind weitergefahren. Als wir weitergefahren sind, waren wir fast schon da, wir mussten dann nur noch mit der Fähre rüberfahren.

Wir kamen an, gingen aufgeregt die Treppe aus dem Bus herunter und holten unsere Koffer. Angekommen in unserem Ferienhaus dachten Lia und ich, man darf sich die Zimmerpartner aussuchen. Doch die Reiseleiter hatten bereits die Zimmereinteilung gemacht. Wir hofften sehr, dass wir zusammen in einem Raum schlafen würden.

Manche hatten sehr Glück und haben es geschafft. Aber als die Reiseleiterin meinen Namen rief und fragte: „Wo ist Antonia?“, sagte ich „hier drüben“. Dann sah sie auf ihre Liste und meinte: „Du bist mit Greta in einem Zimmer.“

Ich kannte sie vom Sehen, da sah ich ihr schon an, dass sie nicht gut sein könnte für mich. Ich war sehr enttäuscht, dass ich nicht mit Lia in einem Zimmer war. Lia war auch mit einer anderen in einem Zimmer, aber die sah freundlicher aus als Greta. Die Betreuer erklärten uns dann noch, worauf wir in dem Haus achten mussten, wann Nachtruhe ist usw.

Nachdem wir unsere Zimmer bezogen hatten, habe ich mich aufs Bett gelegt und etwas ausgeruht. Greta und ich saßen in unseren Doppelstockbetten und guckten beide auf unsere Handys. Zwischen Greta und mir war es still, ich wusste nicht, wer anfängt zu reden. Immerhin sind wir für eine ganze Woche auf einem Zimmer. Wir sind abends in ein griechisches Restaurant gegangen und haben Nudeln gegessen. Auf dem Hinweg ist mir aufgefallen, dass Lia kaum mit mir geredet hat, sondern mit ihrer neuen Celine, mit der sie in einem Zimmer ist. Ich war so genervt, dass sie so viel miteinander redeten, und mit mir redete sie gar nicht mehr. Ich dagegen hab immer noch kein Wort mit Greta geredet, außer dass Greta meinte: „Jetzt sind wir ja in einem Zimmer.“ Das hörte sich eher genervt an, wahrscheinlich weil sie auch dachte, dass sie eine andere Zimmerpartnerin bekom-

men würde. Aber was kann ich denn dafür? Ella und Sophie, die wir im Bus kennengelernt hatten, durften sich zusammen ein Zimmer nehmen. Sie waren ja auch beste Freundinnen, das fand ich unfair. Aber das war jetzt so eingeteilt worden und dann konnte man nix mehr machen. Aber was ich noch unfairer fand war, dass sich Lia so gut mit dieser Celine verstand.

Da, wo wir zum Restaurant hingingen, da hat sie gar nicht mehr richtig mit mir geredet, nur mit Celine. Sowas mag ich nicht gerne. Also beschloss ich, an ihrer Zimmertür um 23.00 Uhr zu klopfen und es noch zu besprechen, dass sie auch mit mir zum Restaurant gehen hätte können. Ich sagte: „Kann ich mal kurz mit dir sprechen?“

Sie: „Ja, von mir aus. Aber ich wollte mich eigentlich fertig machen, zum Schlafen gehen.“

Darauf ich: „Könntest du bitte auch mal versuchen, wieder mit mir zu reden, nicht mit dieser Celine? Das regt mich schon den ganzen Abend auf, dass du nicht mehr mit mir redest.“

Sie: „Ich kann entscheiden, mit wem ich befreundet sein möchte oder nicht, das ist normal, dass man neue Freunde findet.“

Ich: „Wir könnten ja auch was zu dritt machen.“

Auf einmal klopfte es an der Tür und dann kam Celine rein und sagte zu mir: „Kannst du bitte gehen, wir wollen was alleine machen, ohne dich.“

Und Lia sagte: „Ja, lass uns mal alleine, wir können ein anderes Mal was machen.“

Ich war sprachlos und ging zurück in mein Zimmer. Greta war gerade im Bad und ich hoffte vielleicht, dass sie mich ansprechen würde, weil ich ja zu schüchtern dafür bin.

Für den nächsten Tag war geplant, dass wir alle zum Strand gehen. Nach dem Frühstück sind wir los. Ich saß ganz alleine im Sand und

blickte zu Lia und Celine und dann wieder aufs Meer. Mit einem Mal setzte sich Greta neben mich und sagte mir, dass sie eigentlich schüchtern ist und ich sagte: „Ich bin auch schüchtern Greta, aber ich bin froh, dass du mit mir redest. Am Anfang dachte ich, du bist böse zu mir, weil mir das so vorkam.“

Wir gingen dann zusammen in die Stadt, weil sie auch noch nicht mit den anderen gesprochen hatte. Aber ich wollte lieber zuhause sein, weil ich mich hier nicht mehr wohlfühlte. Ich kannte Greta gerade erst, aber ich vermisste meine beste Freundin trotzdem. Am zweiten Tag sind wir noch Jet-Ski gefahren, ich mit Greta, aber Lia mit der anderen. Dieses Gefühl mochte ich nicht, so ausgeschlossen zu werden.

Am dritten Tag gingen wir morgens wieder an den Strand. Greta war baden. Sie fragte, ob ich mit ins Wasser will, um schwimmen zu gehen. Ich sagte „Nein!“ Ich guckte in die Wellen, in das schöne türkise Meer und dachte an mich und Lia, als wir noch alles zusammen gemacht haben. Aber jetzt hat sie andere Freunde gefunden. Dann kam Greta wieder zu mir und sagte: „Komm mit, ich will dir zeigen, was ich entdeckt habe.“ Greta ging mit mir zu einer Badestelle, an der man von einer Klippe ins Meer springen konnte. Zunächst traute ich mich nicht. Aber als wir beide gleichzeitig runtergesprungen waren, sah ich so eine Höhle, in die man hineinschwimmen konnte. Das war so schön.

Greta und ich gingen aus dem türkisfarbenen Wasser raus, und Greta sagte: „Ich gehe wieder los und mache noch was anderes.“

Ich: „Okay, tschüss.“

Aber ich spürte, dass jemand hinter mir war. Plötzlich stand Lia da und sagte: „Hey, können wir das klären? Es tut mir unglaublich leid, aber du fehlst mir so doll als beste Freundin. Und das letztens an

meiner Zimmertür tut mir auch leid. Ich hab' mich zu doll verändert wegen Celine. Ich will wieder mit dir befreundet sein.“

Da sagte ich: „Hey Lia, ich hab dich auch so doll vermisst als beste Freundin. Hoffentlich haben wir das jetzt mal geklärt. Ich verzeihe dir wieder.“

Wir beiden, Lia und ich, umarmten uns und gingen zusammen zurück ins Ferienhaus. Ihre Mitbewohnerin war immer noch am Strand. Also versöhnten Lia und ich uns in ihrem Zimmer. Wir redeten, was so passiert war und sowas. Danach ging ich wieder in mein Zimmer und danach ins Bett. Am vierten Tag machten wir einen Ausflug zu einer anderen Küste, an der Felsen und eine Menge schöne Höhlen waren, in die man hineinschwimmen konnte. Nun sprangen Lia und ich von einer Klippe. Dieses Gefühl war so schön, wieder die normale beste Freundin zu haben. Greta hat jetzt auch neue Freunde kennengelernt und macht was mit denen.

Am fünften Tag haben wir noch ein letztes Mal einen Strandtag gemacht. Und abends gingen wir dann nochmal in ein Restaurant essen, was schöner war, als immer was selber zu kochen. Am sechsten Tag packten wir schon so langsam unsere Koffer zusammen, weil es wieder nach Hause ging. Wir haben uns an dem letzten Tag noch einmal ausgeruht und am Ende des Tages noch ein schönes Lagerfeuer gemacht, mit allen von der Jugendreise, sogar mit Stockbrot. Am siebten Tag gingen wir aus unseren Zimmern und dann, als wir alle im Bus waren, ging es ab nach Hause. Dann machten wir noch eine Pause, danach fuhren wir weiter.

Lia und ich waren wie früher wieder beste Freundinnen. Wir quatschten über die tollen Erlebnisse von der Jugendreise. Nach mehr als 24 Stunden Busfahrt warteten schon Lias und meine Eltern an der Bushaltestelle. Greta stieg mit uns aus und wir versprachen

uns, dass wir uns wiedersehen werden. Zum Abschluss sagte sie mir noch: „Übrigens, ich bin hier neu hergezogen, deshalb war ich generell schüchtern.“ Wir umarmten uns dann noch und sagten Tschüss. Als wir aus dem Bus rauskamen, umarmten unsere Eltern uns. Sie sagten beide: „Schön, dass ihr wieder da seid.“ Danach war Lia wieder zuhause und ich auch. Dieses Erlebnis, so etwas mitmachen zu dürfen, war so schön, ich würde das immer wieder machen – neue Freunde finden, ein anderes Land kennenlernen.

Hannah

KATASTROPHE

25.5.2245

Zweieinhalb Jahre sind vergangen, seitdem meine Familie und ich von zuhause fliehen mussten. Draußen wird es immer kälter, wenn das so weiter geht, gehen uns bald die letzten Vorräte aus. In weniger als einer Stunde wird es Nacht, die graue Rauchwolke am Himmel breitet sich immer weiter aus, und immer mehr wird von der Dunkelheit verschlungen.

Die gestrigen Versuche, etwas für Heather zu finden, damit es ihr besser geht, sind alle gescheitert. Sie wird es vermutlich nicht aus der Katastrophe schaffen. Naja, wer weiß, ob es überhaupt ein Ende von dem Ganzen geben wird. Elliot und ich hatten ihr gestern eine Suppe gekocht, mit den Kräutern, die wir im nahen Wald gefunden haben. Wir hatten Glück, dass diesmal keine Wilderer auf Jagd waren.

Die Temperatur ist wieder um zwei Grad gefallen. Tagsüber ist es nur etwas hell, wenn die Sonne um zwölf Uhr im Zenit steht. Zu dem Zeitpunkt betrug die Temperatur um minus neun Grad Celsius.

Nachts ist der Temperaturwert schon deutlicher in den Minusgraden, es ist unausstehlich.

Der alte Mann, der uns in die kleine Hütte geführt hatte, ist heute nicht mehr von seiner Erkundungstour zurückgekommen. Ich vermute, die Wilderer haben ihn geholt, es sind schreckliche Leute. Elliot plant, irgendwann ihr Lager zu stürmen. Jedoch ist er zu schwach, allein deshalb, dass er seit gestern nichts mehr gegessen hat. Ich sage ihm jeden Tag, er solle nicht alles seiner Mutter geben, in der Hoffnung, es würde ihr besser gehen. Aber er ist ein Kind, so weit kann er noch nicht denken. Und ich kann es nicht übers Herz bringen, ihm zu sagen, dass sie

wahrscheinlich sterben wird. Wir wissen jedoch beide, dass es dazu kommen wird, spätestens wenn wir entdeckt werden.

Wir können nur beten, dass sich die Lage in den nächsten Monaten wieder etwas bessert, denn als der Vulkan Nebelgrat vor einer Woche ausgebrochen ist, wurde alles nur noch schlimmer. Die Regierung hat beschlossen sich aufzulösen, und nun leben wir in Anarchie, alles ist pures Chaos!

Ich beende nun diesen Tagebuch-Eintrag.

Ende: William T.

Ich stecke das alte, braune Lederbuch zurück meine Tasche. Seit wir unterwegs sind, trage ich es immer bei mir, denn darin habe ich mir aufgeschrieben, welche Pflanzen und Pilze giftig sind und welche wir ohne Bedenken pflücken und essen können. Ich gucke rüber zu meiner wundervollen Frau, die gerade unsere Sachen wäscht und mit Tierfellen wärmer macht. Ich bin froh, dass sie es heute geschafft hat aufzustehen, es ist wohl einer ihrer besseren Tage. Elliot schläft friedlich in seinem Bett. Ich sehe ihn mir an, stehe auf, gehe zu ihm und decke ihn richtig zu. Mein Blick schweift zum Fenster, und kurz wage ich einen Blick nach draußen. Es sieht nach Schnee aus, wobei ich noch keinen sehe, aber die Scheiben beginnen zu gefrieren, was darauf hindeutet, dass es bald wieder losgehen wird.

„Beunruhigt dich der Himmel und der Schnee?“, fragt mich Heather. Ihre Stimme klingt fast nicht mehr wie sie selbst. Oder flüstert sie nur, um Elliot nicht aufzuwecken? Ich nicke ihr zustimmend zu und gehe zum Fenster, um eine klarere Sicht zu haben. Ich drehe mich um. „Die Lampe ist noch an.“ Kurz nachdem ich das sage und meine

Stiefel anziehen will, um nach draußen zu gehen, höre ich erst ein Knacken und dann das Zerschneiden des Glases. Ich spähe durch das Fenster. Es war die Lampe. Sie leuchtet nicht mehr. Vermutlich hat sie die Kälte nicht ausgehalten. Verständlich, ein Blick aufs Thermometer sagt mir, dass es minus dreißig Grad sind.

Ich stelle meine Schuhe zurück an die Eingangstür und beuge mich zu meiner Frau. „Wollen wir uns auch hinlegen?“, fragte ich. „Es wird spät, ich kann morgen für dich weiter machen.“

Sie stimmt mir zu und wir legen uns in unser kleines Bett. Die Bettdecke ist kaum ausreichend, meistens überlasse ich ihr das größte Stück. Der Vulkan brach so schnell aus, dass man keine Zeit hatte, etwas einzupacken. Man hatte nur das, was man am Leib trug. Daher besteht unsere Bettdecke ebenfalls aus Tierfellen und das Kopfkissen aus altem Stoff, den wir mit Federn ausgestopft haben. Heather macht die kleine Öllampe auf unserem Tisch aus und wir versuchen einzuschlafen.

Dass der Morgen anbricht, bekommen wir gar nicht mit. Die schweren grauen Wolken und der Nebel, der sich morgens bildet, halten das Sonnenlicht vom Erdboden fern. Deshalb können Pflanzen auch kaum noch wachsen. In unserem Garten hinter der Hütte bauen wir Gemüse an, das auch mit wenig Licht auskommt, so wie Schnittsalat, zudem auch Kräuter wie Petersilie und Waldmeister.

Wir werden von ununterbrochenem Klopfen an unserer Tür geweckt. Sofort stehe ich auf und greife nach einem Messer, das ich immer neben dem Bett habe, erst dann öffne ich die Tür.

Vor mir steht ... Elliot? Ich drehe mich zu seinem Bett und bemerke erst jetzt, dass es leer ist.

„Wo warst du Elliot?!“, schreie ich. „Du weißt ganz genau, du sollst nicht rausgehen, solange der Nebel noch da ist oder wenn keiner von

uns mit dabei ist! Was, wenn dich jetzt ein Wilderer geholt hätte, was dann?!“

Sofort senke ich meine Stimme, als ich in Elliots Gesicht blicke, seine Augen sind gequollen, und er beginnt zu weinen. Ich sehe, wie seine kleinen Augen sich mit schweren Tränen füllen, die über seine Wangen rollen. Durch den Lärm, den ich gemacht habe, ist auch Heather aufgewacht. Sie kommt auf uns zu, wirft mir einen strengen Blick zu und umarmt unseren Sohn. Der weint bitterlich in ihre Schulter. Ich bemerke einige Kratzer in seinem Nacken und frage ihn, woher sie kommen und was er überhaupt draußen gesucht habe. Er erklärt uns, dass er draußen ein Geräusch gehört habe und nachgucken wollte. Dann habe er bemerkt, dass es wohl ein Tier war. Als er jedoch zurückwollte, habe er die Hütte nicht mehr gefunden und sei umhergeirrt und schließlich hingefallen. Ich hebe ihn hoch und setze ihn auf einen Stuhl, damit ich ihm eine Salbe auf die Kratzer schmieren kann. Sie dürfen sich nicht auch noch entzünden.

„Es ... Es tut mir leid, Papa!“

„Schon gut, ich hätte dich nicht anschreien dürfen. Das war mein Fehler. Aber mach das nicht noch einmal“, bitte ich ihn.

Nach einer Weile sehe ich auf die Uhr. Es ist Zeit, die Pflanzen zu gießen. Ich ziehe Schuhe und Jacke an und verlasse das Haus, umründe es, um zu dem kleinen Feld zu gehen. Dort bewässere ich das Beet, halte jedoch sofort inne, als ich eine kleine Bewegung in den Büschen wahrnehme. Ich starre in die unendliche Dunkelheit. Dann höre ich Stimmen. Was ist hier los? Werde ich paranoid? Was passiert hier? Ich habe das Gefühl, dass sich alles um mich herum dreht. Schließlich falle ich nach hinten gegen die Hauswand und fange mich gerade noch mit den Händen ab. Ich habe komplett die Orientierung verloren, vor meinen Augen wird es noch schwärzer als es ohnehin schon ist. Ein stechender Schmerz fährt mir in die Glieder.

Als ich drinnen wieder von meiner Ohnmacht zu mir komme, gucke ich meinen Körper an, um sicherzustellen, ob alles okay ist und bemerke an meiner Kleidung eine Einstichstelle. Etwas Blut ist auf meinem Oberteil.

„Was ist passiert?“, frage ich verwirrt.

„Ich weiß nicht, wir haben einen stumpfen Aufprall an der Hauswand gehört, ich bin rausgegangen, um nachzusehen was das war. Und dann hast du da gelegen. Elliot hat mir geholfen, dich reinzutragen. Du warst unterkühlt und hattest diese Stichwunde“, erklärt mir Heather. „Bis es dir besser geht, gehst du lieber nicht mehr raus“, ermahnt sie mich.

Da ich weiß, dass ich ohnehin keine Argumentation gegen sie gewinnen kann, stimme ich ihr einfach nur zu und belasse es dabei. „Und wer kümmert sich dann um das Feld?“, fragt Elliot.

„Ich zeige dir, wie es geht, und dann machen wir das zusammen“, antwortet sie ihm.

Nach ein paar Stunden gibt es Abendessen. Suppe, mal wieder. Sie schmeckt nicht wirklich und sieht auch nicht besonders lecker aus. Ich bemerke, wie sich Elliot die Brühe runterzwingt. Um ehrlich zu sein, mir geht es genauso. Eliot deutet auf etwas in der Suppe und nimmt es auf den Löffel.

„Was ist das?“ fragt er seine Mutter.

„Fleisch“, entgegnet sie.

Verwundert gucke ich sie von der anderen Seite des Tisches an. Jedoch versichert sie mir, dass es aus dem Keller und von einem Hühnchen sei. Ich nicke und esse weiter, nur das Fleisch lasse ich vorsichtshalber liegen.

Heather befiehlt mir, mich hinzulegen und zu schlafen. Sie stellt die schmutzigen Holzschalen in die Wanne, die uns als Spüle dient und

bringt Elliot ins Bett. Die nächsten Tage liege, sitze, stehe ich einfach nur im Haus rum, schreibe Tagebuch und vervollständige die Liste auf den letzten paar Seiten.

30/5/2245

In den letzten Tagen gab es immer mal wieder ein paar Fleischstücke in unserm Essen. Ich habe Heather mehrfach darauf hingewiesen und ihr gesagt, sie solle es bitte lassen. Jedoch hört sie nicht auf mich.

Essen tue ich es nicht, da ich Angst habe, dass es vielleicht das Fleisch eines Menschen sein könnte. Es widert mich an, dass ich ihr überhaupt so etwas zutraue. Aber ich glaube, jeder würde jemanden verdächtigen, der in diesen Zeiten auf einmal Fleisch mit nach Hause bringt. Ich beende nun den Eintrag.

William T.

Nach circa zwei Wochen geht es mir wieder besser. Ich kann endlich wieder normal laufen. Elliot hat inzwischen gelernt, wie man richtig mit einem Beet umgeht und hilft mir auch weiter dabei. Ich gehe raus, um nach ihm zu gucken. In den letzten Tagen hat er sich immer wieder rausgeschlichen. Ich treffe ihn am großen Wald an.

„Elliot! Was tust du hier? Der Wald ist Tabu!“, fahre ich ihn an.

Der Junge dreht sich schlagartig um und lässt etwas fallen. In der Dunkelheit kann ich nicht genau erkennen, um was es sich handelt.

„Was hast du da!?“ brülle ich ihn panisch an. Das hätte ich vielleicht nicht tun sollen. Denn schon im nächsten Moment rennt er heulend in den Wald.

Ich merke, wie wackelig ich noch auf den Beinen bin und brauche einen Moment, um mich zu sammeln. Circa fünf Minuten brauche ich, um mich erstmal etwas zu sammeln. Dann gehe ich zu der Stelle, an der er eben noch gestanden hat und suche nach dem Gegenstand. Vorsichtig streiche ich in der Dunkelheit über den Boden. Mit einem Mal ertastet meine Linke einen Gegenstand, der sich anfühlt wie ein Messergriff. Tatsächlich. Beim genaueren Betrachten bemerke ich kleine goldene Verzierungen am Griff. Ich stecke es erstmal in meine Tasche und ziehe mir meine Handschuhe über, da ich sonst meine Finger bald nicht mehr bewegen kann. Dann laufe ich in den Wald, um nach einer Spur von Elliot zu suchen. Es sind bestimmt schon zehn Minuten vergangen, seitdem er weggerannt ist.

Sofort sprinte ich mit bestimmt 200 km/h in die Richtung, in die er gerannt war. Wieder und wieder schreie ich seinen Namen. Gefühle von Angst, Verzweiflung und Wut machen sich in mir breit. Meine Beine beginnen wehzutun, der Schmerz beginnt in den Waden und zieht sich hoch bis zur Hüfte. Mein Gehirn sagt mir, ich sollte eine Pause machen, wenn ich so weitermache, werde ich bald umfallen. Doch ich kann jetzt nicht aufgeben! Ich muss meinen Jungen finden! Die Wörter wiederhole ich immer wieder in meinem Kopf. Erneut schreie ich seinen Namen, auch wenn ich fast schon nicht mehr glaube, eine Antwort zu bekommen. Wieder schreie ich seinen Namen, ich hoffe, einfach nur seine Stimme zu hören, ich will wissen, dass es ihm gut geht.

Nach einer gefühlten Stunde qualvollem Rennen sehe ich ein winziges Licht zwischen den Bäumen und durch den Nebel flimmern. Ich zücke das sonderbare Messer und bahne mir einen Weg vorsichtig in Richtung Lichtquelle. Dort angekommen, treffe ich auf eine Art Lagerstätte. In meinem Kopf male ich mir sofort die schlimmsten Szenarien aus. Elliot ist tot. Oder Elliot wird gefangen gehalten. Ein

lautes Horn ertönt, und im Augenwinkel sehe ich, wie ein Schatten auftaucht. Ich verstecke mich hinter zwei Kisten und warte, was passiert. Aus meinem Mund kommt warmer Dampf, und ich spüre die Kälte jetzt wieder am ganzen Körper.

Eine Truppe von Menschen versammelt sich an dem Platz. Ein großer, kräftiger Mann erscheint und hält eine Rede. Soweit ich ihn verstehe, geht es darum, gegen die Wilderer in den Kampf zu ziehen, sie umzubringen und ihre Lager zu plündern. Die müssen ja viel von sich halten. Mit einem Mal bemerke ich einen Mann neben mir, der mit einer Axt bewaffnet ist.

„Uhm ... ich ...“, stottere ich.

„Schweig!“, befiehlt er mir und winkt jemanden zu sich.

„Wer bist du?! Und was hast du hier verloren?“

Ich schlucke. „Ich ... Ich bin William Thomas und ich bin auf der Suche nach meinem Sohn. Dann habe ich das Licht gesehen und bin auf euer Lager gestoßen. Ich weiß, ich hätte nicht einfach reinkommen sollen, nur ...“

„Shush!“, unterbricht mich der junge Mann.

Ich werde am Kragen gepackt, in eine Hütte hineingezogen und unsanft auf den Boden geschmissen. Mein Blick wandert nach oben und versucht den Raum zu erfassen. Mit einem Mal entdecke ich Elliot, der mit einer älteren Frau redet. Sofort rapple ich mich auf und gehe zu ihm. Als er mich entdeckt, kommt er zu mir gerannt und umarmt mich fest.

„Es tut mir so, so leid, Papa!“, bricht es aus ihm heraus und er entschuldigt sich tausendfach.

Ich schließe ihn fest in meine Arme.

„Was hast du dir dabei gedacht, einfach abzuhaufen? Und dann doch in den Wald?“

Warme Freudentränen laufen meine Wangen hinunter. Ich sehe den jungen Mann an und bedanke mich herzlich.

„Kein Problem, wir dachten erst, er sei ein Spion, doch als Sie dann kamen und meinten, Sie suchen Ihren Sohn, dann, na ja. Ich bin übrigens Robin. Ich konnte mich eben ja nicht vorstellen.“

Er reicht mir die Hand. Ich zögere einen Moment, nehme sie dann aber doch an.

„Wie kommen wir wieder zurück?“, frage ich Robin.

„Es wäre besser, ihr bleibt bis morgen hier. Jetzt ist es viel zu kalt.“

Ich schaue mir das Thermometer an seinem Gürtel an: -38 Grad Celsius.

„Ist das für dich okay?“, frage ich Elliot und gucke ihn an. Nickend stimmt er mir zu.

„Wo können wir bleiben?“

„Also wir haben keine extra Hütte, aber ihr könnt bei mir schlafen.“

Dankend nehmen wir das Angebot an und wir folgen ihm in eine kleine Holzhütte.

Am nächsten Morgen wurde ich als erstes wach. Ganz schnell ziehe ich mich an, wecke Elliot und bringe ihn dazu, sich ebenfalls schnellstmöglich fertig zu machen. Robin klopft an und kommt mit unserem Frühstück rein. Elliot starrt es mit strahlenden Augen an, man kann förmlich sehen, wie ihm das Wasser im Mund zusammenläuft. Kurz lächle ich, und später haben wir ein leckeres, richtiges Frühstück. Der junge Mann erzählt uns, dass sie den Weizen für das Brot in ihren Kellern mit Wärmelampen anbauen. Die Butter wurde ebenfalls pflanzlich hergestellt. Ich bin beeindruckt. Nach dem Frühstück begleitet uns eine Truppe des Lagers zurück nach Hause. Uns wurde auch angeboten, dass wir auch bleiben könnten. Doch ich erzählte ihnen von meiner Frau und dass wir zurück *müssen*.

Zuhause angekommen, verabschieden wir uns von der Gruppe und

gehen ins Haus. Zu meiner Verwunderung, können wir Heather nirgends finden.

„Mama?“, ruft Elliot verzweifelt und sucht alles ab.

Währenddessen gehe ich zum Keller, ich drücke die Türklinke nach unten, nur um zu bemerken, dass sie verschlossen ist. Das ist merkwürdig, noch nie haben wir sie zugeschlossen. Zudem war ich bisher nur selten dort unten. Ich hämmere gegen die Tür und schreie Heathers Namen. Elliot sieht mich verwundert an, als ich immer wieder gegen den Knopf trete. Endlich habe ich es geschafft, den Türknoopf abzubrechen, wodurch ich so in den Keller gelange.

Mein Atem stockt, als ich den metallischen Geruch und das dunkelrote Blut auf dem Boden sehe.

„Heather? Bist du hier?“ frage ich panisch. Ich gucke um die Ecke und sehe sie dasitzen, auf dem kalten und nassen Kellerboden.

„Was ... tust du da?“

Meine Stimme zittert, als ich zu ihr spreche.

Heather guckt mir in die Augen, ihre einst so wunderschönen, freundlichen Augen sehen jetzt nur noch aus, als wären sie voller Hass und Sucht. Neben ihr liegt ein toter Körper, ich brauche einen kurzen Moment, um zu realisieren, dass es der alte Mann ist, der uns die Hütte gezeigt hat. Aber er sieht verstümmelt aus. Sein Bauch wurde aufgeschlitzt und sein Blut fließt aus der klaffenden Wunde. Verstört starre ich beide an und mache einen Schritt nach hinten.

Mein Atem wird immer schneller und kürzer, als ich sehe, wie sie langsam auf mich zukommt. Ihre Hände sind blutverschmiert und um ihren Mund herum ist ebenfalls frisches Blut.

„Was ist mit dir passiert?!“, schreie ich sie an.

Sie ist jetzt vielleicht nur noch eineinhalb Meter vor mir. Verzweifelt und aus Angst, gefressen zu werden, greife ich nach einem alten Feuerlöscher im Keller und werfe ihn nach ihr. Ich verfehle mein

Ziel nur knapp und der Feuerlöscher landet zwischen uns. Da höre ich Schritte von oben zu uns runterkommen. Als ich hochgucke, sehe ich Elliot langsam die Treppe hinunterkommen.

„Elliot! Geh wieder hoch! Schnell! Versuch die Gruppe noch aufzufinden und zu sagen, was los ist!“

Er steht wie angewurzelt da. Es scheint, als würde er gar nicht mehr atmen.

Ich sprinte zu Elliot hoch und renne mit ihm unterm Arm nach draußen. Hinter uns knalle ich die Tür zu.

„Elliot. Hör mir zu, du musst versuchen, zurück zu Robin zu kommen. Lass dich nicht von Wilderen erwischen! Weißt du noch den Weg?“

Er nickt mir zustimmend zu, dann läuft er los. „Jetzt muss ich mich wieder Heather widmen ...“, sage ich leise zu mir. Ich hoffe, sie noch irgendwie zu Vernunft bringen zu können, jedoch bin ich mir unsicher, ob ich das schaffen kann. Ich höre, wie Glas zerspringt, ich ducke mich sofort, um keine Splitter abzubekommen. Heather klettert aus dem Fenster und rennt direkt auf mich zu. Sie springt gegen mich und reißt mich zu Boden, wo sie dann versucht, auf mich einzuschlagen. Ihre Schläge versuche ich mit meinen Armen abzuwehren, ihre Augen sind komplett rot. Ich versuche mich auf die Seite zu rollen, damit ich über ihr liege und die Kontrolle habe. Dies klappt auch nach mehreren Versuchen, und ich pinne ihre Hände über ihren Kopf am nassen Boden fest. Sie wehrt sich und ich rutsche mit meinen Händen ab. Sofort stößt sie mich von sich weg und steht auf. Es beginnt stark zu regnen, wodurch ich sie nur noch schlechter erkennen kann und die Erde auf dem Boden noch rutschiger wird. Ich suche Elliots Messer in meiner Jackentasche, doch finde es nicht. Es muss mir rausgefallen sein! Ich spüre erneut einen gewaltigen Ruck an mir und wie ich erneut zu Boden falle. Dieses Mal jedoch spüre ich noch, wie sie in meinen Nacken beißt. Sofort

schreie ich laut auf, ich habe das Gefühl, der ganze Wald kann diesen Schrei hören. Ich versuche alles, um sie von meinem Hals zu zerren, doch dabei reißt sie ein kleines Stück Haut mit. Es fühlt sich an, als würde mein Kopf abgerissen worden sein.

Ich drücke diese Frau mit aller Kraft gegen einen Baum und schlage auf sie ein. Heiße Tränen fließen meine Wangen hinunter, als ich mich daran erinnere, dass sie immer noch meine Frau ist. Ich gucke ihr ins Gesicht, und sehe, was ich angerichtet habe. Sofort trete ich zurück. Im nächsten Moment schon spüre ich, wie etwas Scharfes in meinen Bauch sticht. Erneut schreie ich schmerzerfüllt auf und kann das warme Blut an meinem Bauch spüren und wie es in meine Klamotten einsickert. Ich halte meine Hände über die Wunde und krümme mich vor Schmerz. Sie nimmt das Messer und hält es an meine Kehle.

„Es tut mir leid“, flüstert sie leise.

Ich kneife meine Augen zusammen. Gerade als ich erwarte, ebenfalls umgebracht zu werden, kippt Sie um. Ich höre nur noch einen dumpfen Aufprall. Ich öffne meine Augen wieder und es scheint, als hätte sie die Vernunft doch noch gepackt. Jedoch um den Preis, dass sie sich ihr eigenes Leben genommen hat. Die Schmerzen des Stiches werden zu stark, und ich habe das Gefühl, ebenfalls gleich den Geist aufzugeben. Ich lasse mich auf die Seite fallen und schließe die Augen. Ich merke, wie alles sich anfühlt, als wäre es immer zeitloser. Langsam beginnt alles, sich wärmer anzufühlen. Ich habe keine Kraft mehr, um mich auch nur einen Zentimeter bewegen zu können. Der schöne Geruch des Regens verblasst langsam. Ich kann nur noch den Wind hören und das Rauschen der Blätter in ihm.

Mattheo

Die Autorinnen und Autoren

(von oben links nach unten rechts)



Hannah (16)

Mag: Tanzen und in Urlaub fahren. Schreibt gerne: auf der Couch.

Joleen (16)

Mag: Kraftsport und liebt Hunde. Schreibt gerne: nur wenn ihr langweilig ist.

Mattheo (14)

Mag: Musik hören, Freunde treffen, Theater spielen. Schreibt gerne: in der Schule, wenn es langweilig ist.

Sarah (15)

Mag: Musik hören, Freunde treffen. Schreibt gerne: beim Musik hören.

Finja (14)

Mag: Lesen und ihre Freunde. Schreibt gerne: zuhause im Wintergarten.

Leon (16)

Mag: Erdbeerkuchen. Schreibt gerne: mit Musik.

Sebastian (53, o. Abb.)

Mag: Kaffee. Schreibt gerne: in einem Zug.

Sebastian Orlac dankt herzlich: Kim Greyer, Anna Eichfelder, Irene González Ruiz, (Bödecker-Bündnisse), Britta Fischer (Regionale Schule Sassnitz), Romy Liedtke, Anja Sacher, Conny Neumann, Renate Richter (Grundtvighaus), Frank Reiniger (fbkmv), Frank Biederstaedt (Stadtbibliothek Sassnitz), Jörg Loewenau (mitteldeutscher verlag)

Inhaltsverzeichnis

Am Anfang war das Wort ... oder doch nicht?	5
ZEICHEN SETZEN – Zur Schreibwerkstatt der Literaturtage Rügen 2023	7
HINTER FEINDLICHEN LINIEN	11
SKY	20
GEHEIME ROMANZE	30
DER SOMMER, IN DEM ALLES ANDERS WURDE	36
GRIECHENLAND	44
KATASTROPHE	50
Die Autorinnen und Autoren	62